Berner Beiträge
zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften
herausgegeben von
Prof. Dr. E. Hintzsche und Prof. Dr. W. Rytz

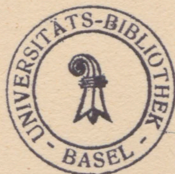
Nr. 13

Schiller als Arzt

Ein Beitrag zur Geschichte der psychosomatischen Forschung

von

Dr. med. Hans Martin Sutermeister





VERLAG PAUL HAUPT BERN 1955

Mit Subvention der Stiftung Dr. Joachim de Giacomi
der SNG gedruckt

Printed in Switzerland
Druck: Paul Haupt, Bern

HERRN PROF. DR. J. KLAESI ZUM 70. GEBURTSTAG

V

V

A

L

Inhaltsübersicht

I. Einleitung 7

II. Schillers medizinischer Werdegang 7

III. Erste Dissertation: «Philosophie der Physiologie» 11

IV. Zweite Dissertation: «Über den Unterschied zwischen entzündlichen und fauligen Fiebern» 19

V. Dritte Dissertation: «Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen» 27

VI. Krankenrapporte — Der Fall Grammont 41

VII. Schiller als Regimentsarzt 44

VIII. Schillers Krankheit und Tod 48

IX. Schillers Beitrag zur psychosomatischen Forschung 52

Anmerkungen 55

Literatur 66

I. Einleitung

Bodamer hat kürzlich in der «Deutschen Medizinischen Wochenschrift» (1952, 754) in seinem Aufsatz «*Über eine psychiatrische Beobachtung des jungen Schiller*» auf gewisse äußerst modern anmutende Züge bei den psychotherapeutischen Bemühungen des Dichterarztes um seinen depressiven Mitschüler *Grammont* hingewiesen. Wir möchten hier seine Ausführungen durch einen entsprechenden Hinweis auf *Schillers drei medizinische Dissertationen* ergänzen, die u. E. ebenfalls einen wertvollen Beitrag zum heute wieder so aktuell gewordenen «Psychosomatikproblem» bringen, und zu denen eigentlich *Grammonts* Krankheitsgeschichte nur die Kasuistik darstellt.

II. Schillers medizinischer Werdegang

Wie wir wissen, studierte *Schiller* ursprünglich Jurisprudenz, da das von ihm und seinem Vater ersehnte Theologiestudium an der Karlsschule unmöglich war. Als 1775 mit der Verlegung der Akademie nach Stuttgart noch eine medizinische Fakultät angegliedert wurde, sattelte er auf das herzogliche Versprechen einer guten spätern Versorgung hin zur Medizin um, zumal er wegen seiner poetischen Nebenbeschäftigungen in seinen Rechtsstudien in erheblichen Rückstand geraten war. Auch empfand er selber mit seinem Freund *v. Hoven* das medizinische Denken als der Poesie verwandter, wobei ihn offenbar *Hallers* Lehrgedichte beeinflußten, denen sich denn auch seine Erstlingsgedichte eng anschlossen. Allerdings emanzipierte er sich im Bereich der Poesie bald von *Hallers* Rationalismus in Richtung auf *Klopstocks* Gefühlspathetik hin, doch blieb er ihm auf medizinischem Gebiet treu und unterbrach später auch sein dichterisches Schaffen periodisch immer wieder mit rationalistisch-kritischen Reflexionen über Sinn und Zweck des Ästhetischen.[1] Daß ihm jedenfalls das Medizinstudium besser als das juristische zusagte, folgt schon aus der Tatsache, daß er bereits 1779 drei medizinische Preise (in Arzneimittellehre, äußerer und innerer Heilkunde) errang. Da jede klinische und geburtshülfliche Ausbildung an der Karlsschule unmöglich war, beschränkte

sich der Unterricht der drei Hauptlehrer *Schillers Consbruch, Klein* und *Reuß* auf rein theoretische Fächer. [2] Dabei war *Consbruch* ein Schüler des Göttingers *Brendel,* der *Haller* nachgefolgt war, aber schon 1758 starb. *Consbruch* machte *Brendels* damals nur im Manuskript verbreitete (da erst 1792 gedruckte) Vorlesungen: «De cognoscendis et curandis morbis» zur fast wörtlichen Grundlage seines Unterrichts, las aber auch bereits im ersten Semester Medizinalgeschichte, was ihm Gelegenheit gab, auch auf den damaligen Ideenstreit zwischen *Haller*schülern und *Stahl*anhängern einzugehen. Daneben benutzte man an der Karlsschule neben *Hallers* «Elementa», *Platners* «Anthropologie», *Sydenham* und *Hoffmann* noch besonders *van Swietens* Kommentar zu *Boerhaaves* «Aphorismen».

Hier kam also *Schiller* in Kontakt mit der gesunden Empirie der *Boerhaaven*schen Schule, die aber seinen spekulativen Neigungen zuwenig entsprach. So schrieb sein Freund *Petersen*: «*Brendel,* ein bedachtvoller Beobachter ganz im hippokratischen Geist, ward von *Schiller* ungemein geschätzt, aber nicht deswegen auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt zu belauschen, die Erscheinungen prüfend zu vergleichen und mit Scharfsinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft Gesetze in Schöpfung und Geschöpfe hinein. Er schrieb der Natur a priori Gesetze vor. *Schiller* war eine Zeitlang so ziemlich auf denselben Irrwegen, auf welchen unsere neuern Naturphilosophaster herumtaumeln.» Zweifellos meinte hier *Petersen* die «medizinische Romantik», die «Naturphilosophie» der *Schelling*schen Schule oder vielleicht zum Teil auch einfach die damalige Mode der medizinischen Aufklärung, neuentdeckte Tatsachen sofort rationalistisch-optimistisch zu einem ganzen System auszubauen, denken wir an *Stahls* «Animismus», an den «Brownismus», an *Hoffmanns* Tonuslehre usw. Überhaupt bestand noch eine enge Verbindung zwischen Medizin und Philosophie, zumal an der Tübinger Landesuniversität, wo *Ploucquet* und später *Eschenmayer* gleichzeitig Medizin und Philosophie lehrten. Zudem wurde jede Reflexion damals im Sinne der Aufklärungsmode an sich schon zur Philosophie, weshalb z. B. *Mursinna* selbst seine elastischen Verbände «philosophische» nennen konnte! Besonders die Physiologie wurde, abgesehen von *Hallers* Betonung des Experiments, fast rein theoretisch-philosophisch betrieben, was nach *Petersen* nun auch *Schillers* große Vorliebe für dieses Fach erklärte: «Von allen Zweigen der so vieles umfassenden Gesundheitskunde war die Physiologie die anziehendste für ihn. *Haller* war darin sein bewunderter Führer, doch huldigte er auch dessen Behauptungen nicht unbedingt, vielmehr bestritt er mehrere derselben in einer eigenen Abhandlung.» Damit

meinte *Petersen Schillers* erste medizinische Dissertation, betitelt: «Philosophie der Physiologie», mit der er 1779 sein Studium abzuschließen gedachte. Wie wir sehen werden, wurde sie aber von den Professoren abgelehnt, da sie allzu spekulativ abgefaßt sei und «ungerechte und anmaßende Angriffe gegen den verdienten *Haller*» enthalte. «War es seine Schuld,» schrieb sein späterer Freund *Streicher* darüber, «daß er anatomische Zeichnungen und Präparate fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern daß seine Phantasie sogleich im Großen und Allgemeinen der ganzen Natur herumschweifte?», und auch *Petersen* meinte: «Wäre auch der Arzt in ihm nicht durch die Philosophie beeinflußt worden, so hätte jedenfalls der Dichter ihm Abbruch getan».

Schillers erste Dissertation unternimmt es, Medizin und Philosophie an ihrem kritischsten Punkt, am Leib-Seeleproblem auszusöhnen, ein Problem, dem sich eben besonders die Physiologie zu nähern versucht. Hier finden wir einen weiteren Grund für *Schillers* Bevorzugung der Physiologie, nämlich seine damalige Weltanschauungskrise. Der starre Bibelglaube des Ludwigsburger Superintendenten *Zilling*, den *Petersen* als «beschränkten und bösartigen Frömmling» schilderte, und unter dessen Einfluß *Schiller* zunächst stand, wurde zwar schon durch den aufgeklärten Humanismus des Lateiners *Jahn*, der *Schiller* an die Karlsschule nachzog, gebrochen. Es war dann aber vor allem der jugendliche Philosophieprofessor *Abel*, der *Schiller* aufs nachhaltigste beeinflussen sollte. *Abel* lehrte die Philosophie nicht mehr als eine Systematik feststehender Dogmen, sondern im aufklärerischen Sinne als Denkschule, als «Studium generale». Auf herzoglichen Wunsch verfaßte er 1773 ein entsprechendes Programm: «Entwurf zu einer Generalwissenschaft der Philosophie und des gesunden Menschenverstandes, zur Bildung des Geschmacks, des Herzens und der Vernunft». Dabei neigte er, im Gegensatz zum sonst damals in Deutschland vorherrschenden *Leibniz-Wolff*schen Rationalismus idealistischer Prägung, eher dem Sensualismus *Lockes*, der schottischen Moralphilosophie *Fergusons*, dem Eudämonismus *Shaftesburys* und dem «Common sense» *Reids* zu. Er näherte sich dabei *Garve* und *Mendelssohn*, die innerhalb der *Leibniz*schen Schulphilosophie eine ähnliche Schwenkung vollzogen hatten. Durch die Personalunion des Hauses *Hannover* mit *England* war besonders *Göttingen* zur «Eintrittspforte» englischer Philosophie und Medizin (*Brownismus*) geworden, eine Forschungsrichtung, die nun *Abel*, in Opposition zu seinem Tübinger Lehrer *Ploucquet*, an der Karlsschule energisch vertrat. Dabei hatte er die volle Unterstützung des Herzogs, der, selber katholisch, aber am aufgeklärten Hofe *Friedrichs des Großen* auf-

erzogen, diesen Gegensatz zur Orthodoxie des Tübinger Stifts nicht ungern sah. Schon die Gründung seiner «Pflanzschule» ging zum großen Teil auf das englische Vorbild der «Colleges» mit ihrem weltmännischen Bildungsideal zurück. Andererseits neigten manche Professoren, selber aus bürgerlichem Stand, schon darum zur Aufklärung, weil diese psychologisch das Erwachen des bürgerlichen Selbstbewußtseins bedeutete. Der aufgeklärte Despotismus der «Duodezfürsten» wieder wollte durch Universitätsgründungen für sich selber Ehre einlegen. So herrschten denn an der Karlsschule die merkwürdigsten Gegensätze zwischen preußischem Militärdrill und aufklärerischem Freigeist, ein spannungsreiches Klima, in welchem vielleicht schwächere Naturen wie *Grammont* zugrundegehen mußten, kräftigere dagegen wie *Schiller* gerade umgekehrt zu Höchstleistungen angespornt wurden. Man beurteilt heute (seit *E. Müller* u. a.) die Karlsschule wesentlich positiver als früher, ist doch neben *Schiller* noch eine ganze Reihe bedeutender Köpfe wie der Mediziner *Autenrieth*, die Naturforscher *Kielmeyer* und *Cuvier*, der Plastiker *Dannecker*, der Maler *Koch* und der Musiker *Zumsteeg* aus ihr hervorgegangen.[3]

Durch *Abels* Philosophie als «Erfahrungswissenschaft» unter besonderer Betonung der «Erfahrungsseelenkunde» erreichte nun *Schillers* Weltanschauungskrise ihren Höhepunkt, von dem die «PHILOSOPHISCHEN BRIEFE DES JULIUS» zeugen.[4] Trotzdem muß der Einfluß *Abels* als ein sehr glücklicher bezeichnet werden. Im Gegensatz zum strengen, im Grunde jeden freien Willen, jede Spontaneität ausschließenden Sensualismus *Lockes* nahm er im Sinne des *Reid*schen «gesunden Menschenverstands» an, daß zwar «die Richtung der Seelenkräfte» durch äußere Faktoren bestimmt würde, ihre «Stärke», die «Leidenschaft» dagegen angeboren sei und gerade beim Genie in außergewöhnlichem Maße angetroffen werde. Diese Betonung des «affectus» und seines Einflusses auf das «systema idearum» leitet zu *Rousseau*, zum «Sturm und Drang» und zur Romantik über. Nach *Klopstocks* Regel müsse so der Dichter stets dasjenige Wort suchen, das den gewünschten Affekt am stärksten wecke. Während die schottischen Moralphilosophen ferner, noch rationalistisch, Tugend und Glück mit geistiger Vervollkommnung gleichsetzten, spricht *Abel* und nach ihm *Schiller* neutraler von einer freien harmonischen Entfaltung aller Kräfte, wie sie sich im Schönen offenbare, und wie es überhaupt nur im Spiel möglich sei.[5] So vermittle also die Ästhetik zwischen Pflicht und Neigung (welche sich bei *Kant* bekanntlich ausschließen), und die ästhetische Erziehung allein führe zur wahren Kultur. Zweifellos finden wir hier noch einen gewissen Einfluß der höfischen Rokokokultur, die vom Herzog, aller Auf-

klärung zum Trotz, auf der «Solitüde» gepflegt wurde, und die auch für *Schiller* den unerträglichen militärischen Zwang gelegentlich wohltuend durchbrach. Vor allem aber sprengt dieses in *Schillers* ästhetischen Schriften immer wiederkehrende Ideal der «schönen Seele», in der Sinnlichkeit und Vernunft zu einem harmonischen Ganzen vereint sind [6], den blutarmen, kühlen und passiven Aufklärungsrationalismus, der eben in seiner Einseitigkeit nie die Gesamtwirklichkeit erfassen konnte, ein Gedanke, der *Schiller* später zu *Goethe* führen sollte. Ähnlich wies *Abels* «Erfahrungsseelenkunde» *Schiller* auf den «gemischten» Charakter unserer Gefühle und Strebungen hin, wie ihn besonders *Shakespeares* Realismus zu zeichnen verstand, und den damals, entgegen der *Leibniz-Wolff*schen Schule, auch *Mendelssohn* und *Garve* betonten. Gerade der Dichter muß den Menschen wirklichkeitstreu und schonungslos als «gemischtes Wesen» zur Darstellung bringen, als «unselig Mittelding von Engeln und Vieh» (*Haller*), nicht allein im ethischen Sinne, sondern vielmehr in Anbetracht seiner innigen leibseelischen Verstricktheit überhaupt. Dank dieser Wirklichkeitsnähe wird er dann auch den Leser ganzheitlicher packen und bei ihm so das gesamte «Ensemble der Gemütskräfte zu beschäftigen» wissen.

III. Erste Dissertation: „Philosophie der Physiologie"

Diesen vermittelnden, «ganzheitlichen», d. h. die Gesamtwirklichkeit erfassen wollenden Zug finden wir nun auch in *Schillers* erster Dissertation, die also das Urproblem der neuern Philosophie, den cartesianischen Leib-Seele-dualismus von der Physiologie her anzupacken sucht. Er distanziert sich daher in der Einleitung sowohl vom französischen materialistischen Monismus eines *Lamettrie*, eines *Cabanis* usw., wie auch vom deutschen *Leibnitz-Wolff*schen Parallelismus, um eine der Wirklichkeit näher kommende «Sowohl-Als-Auch»-Synthese zu finden. Leider sind von den fünf Kapiteln bloß elf Paragraphen des ersten Kapitels erhalten geblieben. Die fünf Kapitelthemen lauteten: «Das geistige Leben, das nährende Leben, Zeugung, Zusammenhang dieser drei Systeme, Schlaf und natürlicher Tod». Einleitend wird im Sinne der Aufklärungsphilosophie die Gleichung: geistige Vervollkommnung-Tugend-Glück aufgestellt und mit *Ferguson* die erstere als Einsicht in den göttlichen Weltplan erläutert (ein Gedanke, der dann von *Herder* und *Schelling* im Sinne einer Entwicklung zum Erwachen des

Weltgeistes im menschlichen vernünftigen Bewußtsein weitergeführt wurde). Damit würde der Mensch gottgleich, woraus sich auch gleichzeitig die Unendlichkeit der wissenschaftlichen Aufgabe ergibt. Hier zeigt sich also *Schiller* ganz im Aufklärungsdenken befangen, das zwar den Tatsachen zu folgen gewillt war, aber dabei rationalistisch-optimistisch, resp. deistisch noch immer einen vernünftigen Schöpfungsplan voraussetzte, den es nur zu erkennen galt, — zugleich eine Überschätzung der damals von *Newton* u. a. entdeckten «absoluten» Naturgesetze! Damit erklärte sich auch die erwähnte, schon im medizinischen Barock einsetzende Tendenz, auf geringen Neuentdeckungen sofort ganze Systeme aufzubauen. Bereits die Iatrophysiker und Iatrochemiker versuchten ja, die physikalischen und chemischen Gesetze auch im Bereich der Biologie anzuwenden und überbrückten die hier unerwartet auftretenden Schwierigkeiten zunächst einfach mit Spekulationen, eine Tendenz, die sich besonders in Deutschland unter dem Einfluß des *Leibniz*'schen philosophischen Idealismus länger als anderswo hielt und hier zu den Systemen *Stahls, Hoffmanns* u. a. führte.

Schiller geht nun zum Hauptthema über und schaltet die bisherigen einseitigen Versuche, das Leib-Seeleproblem durch Unterdrückung der Gegenmeinung zu lösen, als ungenügend aus. Anstelle des bisherigen Parallelismus, Okkasionalismus usw. postuliert er eine Kraft, die zwischen Geist und Materie verbinde, selber von beiden aber verschieden sei.

Im Sinne der Common sense-Philosophie *Reids* bringt er dafür als Hauptargument die eigene Erfahrung: «Die Erfahrung beweist sie, wie kann sie die Theorie verwerfen?» In dieser Tendenz, Gefühl und Selbsterfahrung aller Theorie zum Trotz in die Waagschale zu werfen, finden wir aber zugleich den Geist des «*Sturm und Drang*» als einer notwendigen Reaktion auf den einseitigen Aufklärungsrationalismus. *Schiller* nennt nun diese zwischen Leib und Seele vermittelnde Instanz «*Mittelkraft*» und identifiziert sie in den folgenden Ausführungen zunächst mit *Hallers* «Nervengeist», obgleich ihm damals insgeheim (nach *v. Hovens* Selbstbiographie) die *Stahlsche* «Anima» näher lag. *Hallers* Autorität galt eben an der Karlsschule als schlechthin unantastbar.[7] Zudem wies auch *Abels* Einfluß in dieser «neuristischen» Richtung, wurde dieser doch eben darum von seinem früheren Lehrer *Ploucquet* (der inzwischen ebenfalls an die Karlsschule berufen wurde), als «Anhänger *Robinets* und *Bonnets*» desavouiert, weil er «die Abhängigkeit des Seelenlebens von der Nerventätigkeit» nachzuweisen versuchte. Als *Bonnets* Freund tendierte zwar schon *Haller* dahin, die Assoziationspsychologie der Angelsachsen physiologisch

zu unterbauen, ähnlich wie er ja überhaupt als erster die Funktion auf ein anatomisches Substrat zu beziehen begann, aber er blieb dabei, seiner vorsichtigen Art entsprechend, zurückhaltend und mehr nur andere Autoren zitierend, war er doch persönlich, wie schon *Boerhaave*, überzeugter Pietist. Demgegenüber stieß *Abels* «Erfahrungsseelenkunde» mutiger vielfach bis ins Weltanschauliche vor. In der von *Vaihinger* aufgefundenen *Abel*schen Dissertation: «De origine characteris animi» (1776), bei welcher *Schiller* als Respondent genannt wurde, finden wir die cartesianisch-hallersche Nervenröhrentheorie bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführt. So beruhe z. B. die Schnelligkeit des Denkens auf einer solchen der spiritus animales, die Sprachentwicklung laufe derjenigen des Intellekts parallel, im Hirn würden impressiones de omnibus ideis erhalten, die aber meist unbewußt blieben usw. Zum Beweis der Abhängigkeit des Seelischen vom Körperlichen zitiert *Abel* einen Fall *Zimmermanns*, wo ein «Genie durch ein Pfund Wasser in den Hirnhöhlen zum Tier wurde».

Wie besonders die dritte Dissertation *Schillers* zeigen wird, sollte nun der Begriff der Mittelkraft vor allem diesen von *Abel* nachgewiesenen, bisher aus weltanschaulichen Gründen vernachlässigten «Einfluß körperlicher Umstände auf die Ideen», sowie die «Wechselwirkung der Seelenkräfte unter einander», zumal den schon erwähnten «Einfluß des affectus auf das systema idearum» umfassen. Eine heimliche Sympathie für den dynamischeren *Stahl*schen «Animismus» konnte nun *Schiller* jedenfalls nur dadurch zum Ausdruck bringen, daß er bei der Untersuchung des «Wie» dieser leibseelischen Wechselwirkungen die *Haller*schen und *Hoffmann*schen Vorstellungen von Impressionen in den Nervenkanalwänden ad absurdum führte, dabei allerdings auch mit *Haller* die *Newton-Stahl*schen Resonanzen mit dem Nervenfluidum oder den «Denkfibern» ablehnte.[8] *Schiller* meint hier daher: «Ich bin in einem Feld, wo schon mancher medizinische und metaphysische Don Quixote sich gewaltig herumgetummelt hat und noch jetzt herumtummelt», und «finde es meiner Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neue schaffen zu wollen», um nicht wie die *Abderiten* selber lächerlich zu werden. Geradezu affektiv wird seine Kritik bei *Bonnet* und *Haller*, worin sich vielleicht z. T. einfach seine Enttäuschung über die offenbare Unlösbarkeit des Problems spiegelt. Vielleicht visiert er unter «typisch französischem Leichtsinn» *Bonnets* etwas naive, religiös inspirierte These eines «Auferstehungsleibes» im corpus callosum als leibseelischer Mittelsubstanz. Aber auch von *Haller* meint er in bezug auf das Engraphieproblem (frei nach *Horaz*): «Quandoque bonus dormitat *Hallerus*!» Vermutlich verbirgt sich hier wohl auch

noch ein gewisses allgemeines Ressentiment gegen die Karlsschule, ähnlich wie auch seine damals abgefaßten «Räuber» und die spätern Dramen «Kabale und Liebe», «Fiesko» usw. z. T. entsprechende Reaktionsbildungen darstellten.

Vielleicht betonte ihm aber selbst *Abel* die somatische Seite des Leib-Seeleproblems noch allzu einseitig, während *Stahl* auch auf jene gegenteilige Möglichkeit hingewiesen hatte, die er nun selber an sich und seinem Mitschüler *Grammont* konstatieren konnte. Hier fand er eine deutlich psychogene «wahre Hypochondrie» infolge religiöser Zweifel und vor allem auch infolge des unerträglichen Anstaltzwangs. «So,» meinte *Viehoff*, «kann ein junger Mann seines Alters nur schreiben, wenn er Ähnliches in sich erfahren hat.» Wie wir aus den Schilderungen seiner Mitschüler wissen, war der junge *Schiller* ein hochgeschossener, rothaariger, sommersprossiger Astheniker mit wenig angenehmer, sich bei Erregung leicht überschlagender Stimme. *Petersen* schrieb: «Den Ordensstern des Genius, um mit *Lavater* zu reden, trug *Schiller* nicht im Auge.» Offenbar infolge seiner Kurzsichtigkeit hatte er sich ein dauerndes Blinzeln angewöhnt, doch zeigte sein Mund selbst während der öffentlichen medizinischen Disputationen ein unbeirrbares Lächeln, weshalb ihn wohl *Lavater* anläßlich seines Besuchs auf der «Solitüde» als «Erzschelm» taxierte. Im ganzen galt er aber (nach den Schilderungen seiner Mitschüler) als «eher schüchtern, mehr in sich vergnügt, als äußerlich» und als «guter Christ, aber nicht sehr reinlich». Nach den Aussagen seiner Mutter war er schon als Kind «schwach auf der Brust» und machte auch auf der «Solitüde» 1774 ein fünf Wochen dauerndes «katarrhalisches Fieber» durch. Auch aus seiner spätern Krankheitsgeschichte wissen wir, daß er ausgesprochen «vegetativ stigmatisiert» und daher ganz besonders den «psychosomatischen» Wechselwirkungen ausgesetzt war. [9] So leitet er in den spätern Krankenberichten über *Grammont* dessen Hypochondrie z. T. schon von einer allzu «genauen Sympathie zwischen Unterleib und Seele» ab, «der Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten». «Das genaue Band zwischen Körper und Seele macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Übels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei.»

Jedenfalls erkennen wir aus der weiteren Beschreibung der «*Mittelkraft*» in *Schillers* Dissertation, daß er darunter im Grunde nichts anderes als das beschreibt, was wir heute «*vegetatives System*» nennen würden. So besteht für ihn allgemein ein Organ aus seinem «Bau» (dem anatomischen Substrat) und der «Mittelkraft» (dem Inbegriff der physiologischen

Funktion). Vor allem identifizierte er nun aber, von der physiologischen zur psychologischen Seite des Leibseeleproblems übergehend, diese «Mittelkraft» mit *Hallers* «allgemeinem Sensorium», das dieser, wie wir sahen, mit *Willis* u. a. im «Hirnknoten», im Hirnstamm lokalisierte, und das *Schiller* nun vor allem als «Empfindung, die sich stets einer Verbesserung oder Verschlimmerung bewußt ist», also als «Cénésthésie» (*Baruk, McDougall* u. a.) beschreibt, die auch nach modernen Anschauungen im Hirnstamm (Thalamus-Hypothalamus) zu lokalisieren ist (*Cannons* «zentrale Affekttheorie», *Head, Freeman, W. R. Heß, Küppers, Hoff* u. a.). In diesem Bereich scheint die vegetative «Stimmung» zur affektiven integriert zu werden, wobei nun *Schiller* zudem eine «geistige» und eine «thierische» Komponente unterscheidet, was an die von *Head* eingeführte moderne Differenzierung in eine «epikritische», mehr kortikale, und eine «protopathische», mehr subkortikal-vegetative Sensibilität erinnert. Wie wir heute wissen, begleitet diese vegetative resp. affektive «Resonanz» (*Head, Hoff* u. a.) als Lust-Unlustfärbung alle Intero- und Exterozeptorenreize, indem sie diese vom Standpunkt der Erhaltung des Gesamtorganismus, der «Homöostasis» (*Cannon*) aus bewertet, und dabei gleichzeitig schon die entsprechende vegetative Anpassung darstellt. So lenkt sie natürlich auch die Engraphie- und Ekphorievorgänge. In diesem Sinne schreibt daher *Schiller* auch von zur Mittelkraft gehörenden «materiellen Ideen des Denkorgans als ordnendem Prinzipio» der Assoziationstätigkeit wie des Gedächtnisses, indem sie «die sinnlichen Veränderungen der Nervengeister bei der Sensation fesseln» und insofern als «Grundlage der Ideen im strengsten Verstand» zu gelten haben. Allerdings finden wir ähnliche Vorstellungen schon bei *Haller*, der das «allgemeine Sensorium» als seelisches Zentrum zugleich zur reizbewertenden Instanz erklärt, die die Engraphie, Verassoziierung und Ekphorie der «vestigia» lenke: «Das Denken der Seele ist ein Achthaben auf Empfindungen!» (§ 605 und § 606 der «Elementa»). Auch der Wille wird durch diese Lust-Unlustresonanzen gelenkt, eine physiologische Unterbauung des *Locke*schen Sensualismus und *Bentham*schen Hedonismus, wie sie später besonders *Stuart Mill* systematisieren sollte. Im Gegensatz zu *Haller* lokalisiert aber *Schiller* diese Empfindungsresonanz nicht näher, so wie eben gewissermaßen auch das vegetative System ubiquitär und relativ wenig zentralisiert auftritt, was an die «periphere» Affekttheorie von *James-Lange, Rensch* u. a., aber auch an *Reils* Verknüpfung der Gemeingefühle mit dem allgemeinen Nervengeflecht erinnert. Zudem bleibt *Haller* in § 610 inkonsequenter: während einerseits jede zunehmende Nervenerregung schließlich im Schmerz münde, gebe es auf

der andern Seite stark vergeistigte Regungen wie Hoffnung, Liebe usw. ohne nachweisbare Grundlagen in der Materie.

Die durch diese strenge Determinierung unserer Ratio bedingte Gefährdung des «freien Willens» schränkt *Schiller* aber nun insofern wieder ein, als er im Sinne der *Reidschen* Common sense-Philosophie doch der «Aufmerksamkeit» einen gewissen «tätigen Einfluß auf die materiellen Ideen» zubilligt, womit wir den Versuch einer psychologischen Begründung des freien Willens hätten, wie wir ihn schon bei *Haller* und *Wolff* angedeutet finden. Nach § 605 der «Elementa» kommt es durch die (bei Gesichts- und Gehörseindrücken an sich schon stärkere) Aufmerksamkeit zu einer «stärkeren Rührung der Seele» (adsensio), die mit den vestigia irgendwie ebenfalls erhalten bleibt, so daß es dann als Erinnerung eher zur «Bilderneuerung» kommt — eine Vorwegnahme der *Semon-Hering*schen «Homophonie». «Nur eine Verwechslung des ersten und zweiten Willens», fährt dann *Schiller* fort, d. h. eine Verwechslung des kortikalen «Zweck-» mit dem subkortikalen «hyponoischen Triebwillen», wie wir heute mit *Kretschmer* sagen würden, brachte die Verwirrung. Hier werden wir ferner an *Kants* berühmten Essay an *Hufeland* erinnert: «Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden» (Streit der Fakultäten), worin sich *Kant* als Anhänger *Stahls* zu erkennen gibt (und z. B. praktische Anweisungen zur Unterdrückung des asthmatischen Hustenreizes durch forcierte Nasenatmung erteilt!). Mit einem Artikel über weitere Wirkungen der Seele auf das Denkorgan, speziell über die Frage, ob schon der bloße Anblick der Schönheit vollkommen machen könne, bricht das Manuskript leider ab. Offenbar hätten wir hier weitere Übergänge vom medizinischen zum ästhetischen Denken bei *Schiller* gefunden, wobei vielleicht auch seine damalige Vorliebe für *Stahl* noch mehr zum Ausdruck gekommen wäre. Besonders die *Stahlianer* und erst recht die medizinischen Romantiker betonten ja den großen Einfluß des Seelischen auf das Körperliche (*Ringseis*, *Heinroth* u. a. wollten geradezu Krankheit wieder auf Sünde zurückführen!), doch vermutete *Goethe* später in *Schiller* sicher zu Unrecht einen einseitigen «Idealist und *Kantianer*», so wie er umgekehrt sich selber irrtümlich für einen «Stockrealist» hielt. Schon die von *Haller* und *Abel* übernommene Devise, stets «die Mittellinie der Wahrheit zu suchen», bewahrte *Schiller* vor allzu großen Einseitigkeiten. Als Mediziner und Naturwissenschafter war er zweifellos ursprünglich realistischer als *Goethe*, der unter dem Einfluß von *Leibniz* und *Schelling* einem idealistisch gefärbten Vitalismus zuneigte. Wir verstehen ihn heute auch besser als *Goethe*, wenn er behauptet, daß

«der Realismus keinen Poeten machen» könne, denn mehr und mehr empfand er die von seinem Medizinstudium her geübte Reflexion als Fessel seines schöpferischen Dichtens. Der «Realismus»-Streit mit *Goethe* war auch insofern ein Aneinandervorbeireden, als der eher pyknisch-zyklothyme *Goethe* einen, wie schon *Heinroth* erkannte, «anschaulich-gegenständlichen» (heute würden wir sagen «eidetischen»), der astenisch-schizothyme *Schiller* dagegen einen abstrakt-begrifflichen Denktyp verkörperte. Jede Konstitution besitzt überdies ihre eigene Werte-«Umwelt» (v. *Uexküll*) und bleibt auch insofern einseitig und der Ergänzung bedürftig, eine höhere Einsicht, die schließlich auch die beiden Dichterfürsten trotz der theoretischen Widersprüche in Freundschaft verband.

Jedenfalls erschien *Schiller* also in seinen medizinischen Arbeiten eher als Materialist denn als Idealist, was ihm die Professoren geradezu zum Vorwurf machten, und was die Biographen von jeher mit dem Versuch einer Selbstkorrektur gegenüber seinem dichterischen Subjektivismus, seinen überbordenden spekulativen Neigungen beschönigten. Es ist aber ebenso verkehrt, wenn medizinische Autoren wie *O. Müller*, *Reclam* u. a. *Schiller* auf Grund seiner medizinischen Arbeiten trotz seines Dichtens zu einem einseitigen «naturwissenschaftlichen Realisten» stempeln wollten. Mit seiner Tendenz, alle bisherigen Erklärungsversuche der leibseelischen Wechselwirkung umzustoßen und sie trotzdem als Erfahrungstatsache anzuerkennen, schien er vielmehr irgendwie zu ahnen, daß eben auch hier die Wahrheit «zwischen den Begriffen» liegt, daß man also das Problem noch so weit in den Bereich des Physiologischen vortreiben konnte — immer blieb eine letzte Grenze übrig. Schon *Locke*, der ebenfalls Arzt war, und *Hume* hatten die Erkenntnis angebahnt, daß es sich bei diesem Problem nicht um ein wirkliches, «ontologisches», sondern nur um ein erkenntnistheoretisches «Scheinproblem» handelt. Wenn dagegen in Deutschland, unter dem Einfluß von *Leibniz* und dessen erfolgreichem Popularisator *Wolff* der Aufklärungsrationalismus, im Gegensatz zum französisch-englischen Psychologismus, schließlich in den *Kant*schen Idealismus mündete, spielte vor allem der Umstand mit, daß beim damaligen aufstrebenden Bürgertum der Pietismus vorherrschte. Für *Schiller*, der in *Grammonts* Krankengeschichte die «pietistischen Grübeleien» schon aus psychohygienischen Gründen ablehnte, spielte jedoch dieser religiös fundierte Zugang zum philosophischen Idealismus zweifellos eine geringere Rolle.

Wie schon erwähnt, wurde also *Schillers* erste Dissertation wegen «eines gefährlichen Hangs zum Besserwissen» und «anmassender Sprache gegen

den unsterblichen *Haller,* ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre», vor allem aber auch wegen gewisser *Stahl*scher Kraftbegriffe (Mittelkraft, mechanische Schutzkräfte), gewagter psychophysischer Brückenvorstellungen («spiritus cogitantes, spiritus ideas trementes»), sowie wegen von *Haller* abweichender Hypothesen (wie, daß die kindliche Seele erst während der Geburt eintrete — offenbar eine Spitze gegen *Bonnets* Präformations- und Einschachtelungshypothese!) abgelehnt. Wenn *Schiller* aber z. B. die von *Cotugno* entdeckte Innerohrflüssigkeit nur auf postmortale Ausschwitzungen zurückführen wollte, folgte er dabei gerade *Haller,* was offenbar seinen Kritikern entging.[9a] So schrieb denn z. B. Prof. *Klein* in seinem Gutachten: «Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht erraten können», und Prof. *Reuß* meinte: «Der Stil ist zu frei und schwülstig». Obschon der Herzog selber, dem der pathetische und moralisierende Zug an *Schillers* Arbeit gefiel, insgeheim anerkannte, daß der junge Mann «viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt» habe, mußte *Schiller* ein weiteres praktisches Jahr an der Akademie mit Krankenzimmerdienst usw. absolvieren, übrigens eine Maßnahme, von der alle Mediziner betroffen wurden, da ihnen die Landesuniversität Tübingen sonst die Anerkennung versagte. Ferner wurde damals mit *Schillers* Dissertation auch diejenige seines Freundes *v. Hoven* «De causis morborum» wegen ihrer Anklänge an *Stahl* und *Cullen* abgelehnt. Dabei waren doch *Schiller,* wie *v. Hoven* offensichtlich durch *Abel,* der nicht nur überhaupt gerne Mediziner wie *Tissot, Unzer* u. a., sondern mit besonderer Vorliebe *Stahl* zitierte, sowie durch *Consbruch,* der *Cullens* «Treatise of materia medica» 1790 übersetzte, beeinflußt worden. Beide Professoren neigten im Prinzipienstreit zwischen *Hallerianern* und *Stahlianern* insgeheim offenbar den letztern zu, was sich z. B. bei *Consbruch* auch in einer bewußten Vernachlässigung der *Boerhaaven*schen Humoralpathologie im Unterricht zeigte. Offiziell aber galt an der Akademie *Hallers* Physiologismus als verbindlich. Wenn *Schillers* Dissertation auch wegen ihres spekulativen Charakters gerügt wurde, so hing dieser, wie wir sahen, ebenfalls mit *Abels* philosophisch vertiefter Darstellungsweise zusammen, die *Schiller* bis auf die Vorliebe für Zitate übernahm. Auch die Dissertation *v. Hovens* u. a., sowie die spätern Arbeiten *Kielmeyers* und *Cuviers* zeigten diesen spekulativen Zug, so wie sie sich auch inhaltlich mit Vorliebe in den medizinisch-philosophischen Grenzgebieten bewegten. Inzwischen zeichnete sich *Schiller* in zwei öffentlichen Disputationen gegen Prof. *Reuß* (über die Materia medica, die immerhin nach der damals gebräuchlichen *Reyscher*schen Medi-

zinalordnung 2658 Rezepte aufwies) und gegen Prof. *Consbruch* (über praktische und gerichtliche Medizin) aus. Auch besitzen wir ein eingehendes Sektionsprotokoll von *Schillers* Hand, das von einem an Lungentbc. und Pericarditis verstorbenen Mitschüler *Hiller* berichtet, wobei allerdings nur die zweite Diagnose, die eben die unmittelbare Todesursache betraf, gestellt wird. Vielleicht handelt es sich aber bei diesem Protokoll nur um ein Diktat des Prosektors *Morstatt.*

IV. Zweite Dissertation: «Über den Unterschied zwischen entzündlichen und fauligen Fiebern»

Am 1. November 1780 reichte nun *Schiller* eine weitere, nur lateinisch verfaßte Dissertation: «TRACTATIO DE DISCRIMINE FEBRIUM INFLAMMATORIARUM ET PUTRIDARUM» ein, die man erst 1874 wieder fand, und die 1905 von *Weigelin* z. T. übersetzt wurde. Auch sie wurde als zu wenig eingehend abgelehnt, doch beweist sie unbedingt *Schillers* Pflichttreue, da sie in bloß 38 Paragraphen einen beachtenswerten Überblick über den Stand der Medizin am Ende des 18. Jahrhunderts gewährt. Eingangs betont der Verfasser, wie sehr er seinen Mangel an Krankenbetterfahrung bedaure, die doch nach *Boerhaave* die Grundlage aller Medizin darstelle. Er müsse sich also an klassische Fälle des *Hippokrates* und an die von seinen Lehrern mitgeteilte Kasuistik halten. *Schiller* fühlt sich überhaupt auf dem Gebiet der praktischen Medizin weniger zu Hause, was sich schon in der geringern Polemik zeigt. Er schließt sich überall eng an *Haller* an, dessen Tendenz zur physiologischen Ausdeutung der Krankheitssymptome er übernimmt, und wobei er sich diesmal mit diesem von *Stahls* Finalismus (als «somnia» = Träumereien) deutlich distanziert. *Stahl* sah, wie wir wissen, im Krankheitsgeschehen ursächlich (im Anschluß an *Paracelsus* und *van Helmont*) «Irrtümer der Seele» in bezug auf die Körperverhältnisse, d. h. eine Art psychophysische Dissoziation! Die Krankheitssymptome, wie besonders das Fieber, stellten daher die materia peccans «austreibende Bewegungen der Seele» dar, die man zu unterstützen habe. Insofern war also *Stahl* nicht nur «Psychiker», sondern auch Hippokratiker wie *Sydenham,* oder *Gaub* und *Tissot,* die den Krankheitsprozeß ebenfalls teleologisch deuteten, nur sprachen sie im Anschluß an die hippokratische «Physis» eher von Versagen oder «Verstimmung» (*Gaubs* «Irritabilitätstorpor») der «Lebens-

kraft». Zwar anerkannte auch die an der Karlsschule geltende *Boerhaaven*sche Richtung eine gewisse hippokratische Zielstrebigkeit und Eigengesetzlichkeit beim Krankheitsgeschehen, doch blieb sie in der Entzündungslehre noch rein mechanistisch. Immer handelte es sich darnach um eine «Bewegungsstörung», wobei im Faserbereich von «Bildungsfehlern», im Säftebereich dagegen von Plethora und Acrimonia gesprochen wurde, — eine Versöhnung zwischen Iatrophysik und Iatrochemie, zwischen der Solidarpathologie *Baglivis* und der Humoralpathologie *de le Boës*! Obgleich z. B. *Boerhaave* den Thermometer kannte und gebrauchte, zog er doch noch keine wesentlichen Schlüsse daraus, sondern erklärte das Fieber noch rein mechanistisch im Sinne der Iatrophysiker *Bellini* und *Borelli* durch Reibungswärme. Die raschere Blutbewegung, führt nun *Schiller* aus, verunmöglicht eine Fettabgabe an die Poren, so daß das Blut eindickt und sich in den feinsten Arterien staut, obwohl das Herz infolge des Füllungsreizes (nach der *Haller*schen Auffassung) immer heftigere Wellen auswirft. Indem *Schiller* nun nach dem Vorgang der von *Boerhaave* abgezweigten «WIENER SCHULE» *de Haëns, van Swietens* und *Stolls* das FIEBER ZUM PROTOTYP DES KRANKHEITSGESCHEHENS überhaupt macht, spricht er weiter von dessen zwei Haupformen als einem «einfachen, den Gesunden plötzlich mit gezücktem Schwert überfallenden ENTZÜNDLICHEN FIEBER» und einem «schleichenden, dem Unterleib entspringenden FAULIGEN FIEBER». Diese Unterscheidung geht allerdings letzten Endes schon auf *Galen* zurück, den *Boerhaave* überhaupt oft *Hippokrates* vorzog, und wo quantitative Änderungen im Bereich der vier empedokleisch-hippokratischen Säfte «Dyskrasien», qualitative dagegen «Fäulnis der Faulfieber» genannt werden, und auch der Entzündungsvorgang im Anschluß an den Plethorabegriff des *Erasistratos* vorwiegend mechanisch verstanden wird. *Hippokrates* dagegen sah bekanntlich in Fieber und Entzündung eine den natürlichen drei «Kochungen» verwandte «Pepsis» der «materia peccans», Gedankengänge, die mehr von *Sydenham* bevorzugt wurden. *Sydenham* wurde zwar, wie wir wissen, den Karlsschülern gleichfalls zur Lektüre empfohlen, im ganzen zog man aber eben *Boerhaave*, und besonders seinen Kommentator *van Swieten* vor. Wenn nun also das ganze Krankheitsgeschehen in eine einzige Antithese zusammengefaßt wurde, so dürfen wir darin nicht eine neue «Systematisierung» im Sinne der damaligen medizinischen Modekrankheit sehen, sondern diese Simplifizierung wurde umgekehrt von der Praxis, von der hippokratischen Krankenbetterfahrung her konzipiert, zu der, gerade als Protest gegen die «Systematiker», *Sydenham* und der noch weniger theoretisch gehemmte, da ungebildetere *Boerhaave* zurückkehrten.

Die Wiener Schule verschärfte nun diese Theoriefeindschaft noch mehr, wobei besonders *de Haën* bewußt systemlos blieb und damit den «kritischen Empirismus» *Selles* und *Rademachers* vorbereitete, der überhaupt nur noch eine «Diagnosis ex juvantibus» akzeptierte! *Stoll* dagegen baute die Fieberdifferenzierung in seinen «Aphorismi» 1787 in der Art von *Schillers* These weiter aus.

Schiller scheint nun also in dieser zweiten Dissertation vor allem *Boerhaave-van Swieten* zu folgen, verschärft aber dabei die mäßige Antithese *Boerhaaves* gegenüber *Stahls* Finalismus, indem er den aus *Hallers* Irritabilitätslehre entwickelten Reizbegriff *Cullen-Browns* aufnimmt, den auch sein Freund *v. Hoven* in seiner Dissertation verteidigte. Darnach stelle der Krankheitsstoff an sich noch «nichts Feindliches» dar, sondern bedeute zunächst nur eine Reizquelle, und das Krankheitsgeschehen werde dann durch einen vielfach unzweckmäßigen Andrang der Lebensgeister zum Reizort hervorgerufen. Eine ähnliche Konzeption des «Fiebers» als typischstem Krankheitsgeschehen, das passive und reaktive Zeichen am besten unterscheiden lasse, finden wir später bei *Reil*, und die *Brown*sche Reiztheorie feiert heute in der russischen «Neuralpathologie» eine gewisse Auferstehung!

Hier fühlt sich nun *Schiller* seiner Sache so sicher, daß er die bisherigen Lehrbücherdarstellungen lebhaft kritisiert: «Talem ordinem non esse in rerum natura, qualem in nostris compendiis concinnamus!» Dann folgt das kühne *Hamlet*zitat: «Es gibt mehr Dinge im Himmel und Erde, als eure Philosophie sich träumt!» Immerhin muß man daran erinnern, daß es gerade der Systematiker *Brown* war, der damals aus rein theoretischen Gründen neue Krankheitsbilder konstruierte (*Weigelin*)! [10]

Indem nun die Beschleunigung der Blutbewegung den Hauptmechanismus beim Krankheitsgeschehen darstelle, könnten, meint *Schiller*, als auslösende «Gelegenheitsursachen» die verschiedensten unspezifischen Reize auftreten, wie z. B. exzessive Körperbewegung, Krämpfe, seelische Aufregung, Exzeß in Baccho et Venere, Ausbleiben der Regel, kalter Trunk (der damals besonders für die Schwindsucht verantwortlich gemacht wurde), genius epidemicus usw., eine Vorstellung, die lebhaft an die moderne Streßtheorie erinnert. [11] In acht Paragraphen finden wir zwar einen Anklang an *Sydenham*, wenn *Schiller* schreibt: «Im Fieberfrost wappnet sich die ganze Maschine», aber er korrigiert sofort: der Frost treibe das Blut nur nach innen und verstärke so bloß die innere Plethora! Als Folge dieses unzweckmäßigen Körperverhaltens käme es schließlich zu Lungenödem oder Kollaps, ja selbst zu echten Delirien, die also nicht nur aus

einer «Unterleibssympathie» entstünden. Damit werde nun eben ein energisches Eingreifen des Arztes gerechtfertigt. Mit *Reuß* müsse als Haupttherapeutikum der entzündlichen Fieber der Aderlaß angegeben werden, der nach *Consbruch* selbst bei vorgeschrittenem Lungenödem und Kollaps, zusammen mit Kamphermixtur, Blasenpflastern, lauen Bädern usw. fortgesetzt werden müsse, — ein Anklang an *Broussais* «Vampirismus»! Auch in seiner Praxis neigte *Schiller*, wie wir noch sehen werden, aus solchen Anschauungen heraus zu heroischen «Kraftstücken», denn: «Felices medicos, quos nec fallax huius pulsus imago seducare nec deterrere potest superstitiosa vulgi querela»! Durch den Aderlaß werde eben die Brust entlastet und der Blutstrom wieder freier. Im folgenden Abschnitt erörtert er die Studien *Hewsons* und *Moscatis* am gelassenen Blut, ob die sich als Sedimentation niederschlagende gelbliche Schicht Serum oder Lymphe enthalte und was dies bedeute. Vermutlich gerinne beim entzündlichen Fieber durch die Bluthitze das Serum, wogegen die Lymphe aufgelöst werde, während es sich bei den kalten fauligen Fiebern gerade umgekehrt verhalte. Im 16. Abschnitt werden noch iatrochemische Verfahren zur Neutralisierung und Verdünnung des eingedickten Bluts angeführt. So sollen salpetrige Salze bei entzündlichen Fiebern, saure dagegen bei fauligen verwendet werden, eine Therapie, die in *Mucells*, von *Schiller* andernorts zitierten «Medizinischen und chirurgischen Wahrnehmungen» (nach dem Vorgang von *Selles* verbreitetem Arztneimittelbuch) geradezu als «diagnosis ex juvantibus» empfohlen wurde. Mit *Boerhaave* schreibt *Schiller* aber zudem vernünftigerweise fleisch- und weinlose Diät mit Zitronen, Sauerhonig und kalten Kräuterabkochungen vor. Allerdings sollte ihm gerade diese rigorose, fleischlose Diät bei seiner Mannheimer Malariaerkrankung, wie wir noch sehen werden, zum Verhängnis werden!

Im 17. Abschnitt bespricht *Schiller* nun den «kritischen», durch Schweiße unterstützten Ausgang, wo nun auch etwas Wein am Platz sei. Er fügt dann als Kasuistik zwei uninteressante Krankengeschichten von *Hippokrates* (den Fall *Anaxio* aus *Abdera*) und Prof. *Consbruch* bei («entzündliches Fieber ohne Entzündung» mit konsekutiver Ertaubung, wobei es sich also vermutlich doch um eine Entzündung im Nasenrachenraum-Mittelohr handelte!).

Im 18. Abschnitt werden die Zeichen des fatalen Ausgangs besprochen, wobei die den Arzt so oft täuschende Heiterkeit Moribunder betont und auf «Absterben des Nervensystems» zurückgeführt wird, während hier *Haller* noch einen Unsterblichkeitsbeweis konstruierte (— eine Distanzierung von *Haller*, die die Professoren dann im Gutachten wieder sehr verübeln

sollten!). Der Tod erfolge entweder durch Herzschwäche oder Lungenödem. Gelegentlich aber gehe der ganze Prozeß in ein chronisches Stadium mit Abszeßbildung, Drüsenbeteiligung und sogar «Scirrhus»-Krebsbildung über, wenn (nach *Boerhaave*) die Krankheitsstoffe zurückblieben und an unnatürlichen Stellen abgelagert würden.

Mit dem 19. Artikel geht nun *Schiller* zu den «FAULIGEN FIEBERN» über, wo er sich aber sichtlich kürzer faßt, da sie ihn offenbar wegen der größeren Schwierigkeit physiologischer Deutung weniger interessieren, zumal er im «akademischen Krankenhaus» zudem auch weniger diesbezügliches Beobachtungsmaterial vorfand. Die fauligen Fieber brechen gern bei einem schon geschwächten Körper aus, beginnen schleichend und maskiert, remittieren häufig, und treten meist epidemisch, aber auch endemisch auf. Die Natur des Kontagions ist unklar, man weiß nicht, ob es «aus der Luft oder aus den Eingeweiden der Erde» stammt, — ein «Ignoramus», das den Professoren nicht gefiel, hatten sie ihm doch des langen und breiten die *Hippokratisch-Sydenham*sche Lehre vom Miasma, vom genius epidemicus (gegenseitige Anpassung der Krankheitsbilder während Epidemien) usw. vordoziert, wonach auch die entzündlichen Fieber unter miasmatischen, tellurischen und kosmischen Einflüssen in faulige übergehen können. (Übrigens stellte der Ausdruck «Eingeweide der Erde», der auch in der dritten These *Schillers* vom Professorenkollegium als zu pathetisch abgelehnt wurde, gerade eine Lieblingsphrase *Sydenhams* bezüglich der tellurischen Krankheitsursachen dar!) Aber auch *Boerhaave* leitete die chronischen Leiden hippokratisch nicht nur von «Metastasen» oder «ungekochten» Überbleibseln akuter Krankheiten, sondern auch von durch die Atemluft aufgenommenen Miasmen, vom Fäulnisgeruch der Wunden oder wieder von verdorbenen Nahrungsmitteln und entsprechenden Säftedyskrasien her. Jedenfalls konzentriert sich nun nach *Schiller* das Krankheitsgeschehen beim Faulfieber im Chylus- und Lebersystem, wobei (nach *Hoffmann* und besonders nach *Cullen*) zudem noch eine «Ataxie und Striktur im Nervensystem» mitwirke, ähnlich wie experimentell bei innerer statt bloß äußerer Anwendung von Belladonna und Cicuta durch Nervenbewegung Fäulnis entstehe (eine galenische Antithese, um die gerade damals zwischen «Stahlianern» und «Wienern» heftig gestritten wurde!).[11a] Wieder faßt aber nun *Schiller* unter den auslösenden Ursachen auch «alltägliche Seelenaffekte wie Unwillen oder Jähzorn, Trauer, Trübsinn, Kopfschmerz und Melancholie» mit den Miasmen und Wunden zusammen, so daß er nicht nur als «Neurist» im Sinne *Cullen-Browns*, sondern sogar als *Stahl*ianischer «Psychiker» erscheint, der

sich also in einen gewissen Gegensatz zur mechanistischen Humoralpathologie *Boerhaavens* stellt. Eine ähnliche Haltung werden wir bei seinen Krankenrapporten über *Grammont* finden. Offenbar stammen diese Erkenntnisse z. T. aus seinen Studien über die «Mittelkraft», die bezeichnenderweise in dieser Arbeit expressis verbis nicht mehr genannt wird. Aber wie erwähnt, kannten eigentlich schon *Hippokrates, Galen,* sowie *Sydenham* und *Haller* psychogene Erkrankungen auf dem Wege einer Dyskrasie der in den Nerven zirkulierenden «Lebensgeister». Doch trennte bereits *Sydenham* solche Fälle als bloß funktionell und daher reversibel, d. h. als «hysterisch» von den organischen ab, während hier *Schiller* noch bei der naivern, bis heute in den untern Volksschichten lebendigen Vorstellung eines «Nervenfiebers aus Verzweiflung» stehen blieb. [12]

Im 21. Abschnitt betont er weiterhin eher psychische als somatische Symptome der Faulfieber wie typische Charakterveränderungen (z. B. «Mürrisch sind die vorher Lustigen, streitsüchtig die vorher Gefälligsten, und furchtsam suchen die die Einsamkeit, die vorher der Lärm der Städte ergötzt hat»).

Auch wirre, aufregende Träume seien pathognomonisch, ja die faule Galle mache «mehr Symptome, als hundert Zungen beschreiben könnten». Interessanterweise berichtet *Schiller* dabei von einem gewissen Alternieren «zwischen Delirien und Konvulsionen der äußern Teile», eine Art «Wechselzustand, indem die Delirien nachlassen, wenn jene wüten und umgekehrt», was an das Alternieren bei Psychosen zwischen interkurrenter Erkrankung und Psychose, beziehungsweise bei Psychoneurosen zwischen seelischer Depression (Inversion) und somatischer Konversion erinnert, worauf wir noch zu sprechen kommen werden. Den Veitstanz dagegen muß man nach *Schiller* oft einfach einer Verwurmung zuschreiben (— man denke an kindliche epileptiforme Anfälle durch Ascaridiasis!). *Schiller* bringt nun einen eigenen Fall aus der Akademie unter der Diagnose «Catochus Aetii», ein «lethargisches», mit dem Tode endendes Faulfieber bei lange erhaltener Ansprechbarkeit, was *Schiller* besonders beeindruckte, da damals der Begriff des Unbewußten, ja der Bewußtseinstrübung noch fehlte. «Er täuschte mit offenen Augen Schlaf vor». «Eine so innige Verbindung besteht zwischen Körper und Geist, ein so tyrannischer Meister wohnt dem Menschen inne!» Augenfälliger konnte die Abhängigkeit des Seelischen vom Körperlichen nicht mehr demonstriert werden, eine für den jungen *Schiller* offenbar erschütternde Erkenntnis! Zudem handelte es sich dabei nach *Ebstein* vermutlich um *August von Hoven,* den Bruder seines Freundes *Wilhelm von Hoven,* der den gleichen Fall

von «Schlaffieber» in einer 1789 in Winterthur erschienenen Studie: «Versuch über das Wechselfieber und seine Heilung, besonders durch die Chinarinde» beschrieb und hier die Diagnose Malaria stellte, doch könnte es sich auch um einen Typhus oder eine Meningitis tuberculosa oder epidemica gehandelt haben. Jedenfalls hatte *Schiller* an *v. Hovens* Sterbebett gewacht und vermutlich hier zum ersten Mal einen Sterbenden gesehen, was ihn also, wie wir auch aus seinem Brief an *v. Hovens* Vater wissen, tief beeindruckte.

Nachdem er im folgenden Abschnitt noch über die Endzustände der bösartigen Faulfieber wie eitrige Prozesse an den Gelenken usw. berichtet, geht *Schiller* im 25. Abschnitt zur THERAPIE DER FAULFIEBER über, wie er sie von seinen Lehrern *Reuß* und *Consbruch* her kenne. Während beim entzündlichen Fieber der Aderlaß vorzuziehen sei, kämen beim Faulfieber eher Abführ- und nach *Sarcone* (statt irrtümlich Sarcora) und *Stoll* (auf dem *Brendels* Dissertation «De seriori usu evacuantium» fußte) vor allem Brechmittel in Frage, wie besonders der (von *Mynsicht* eingeführte) Brechweinstein, eine Methode, die auch *Hallers* Freund *Tissot* populär gemacht hatte. Auch bei Kollapsgefahr sei damit unter Kampherzugabe weiterzufahren, und mit *Mucell* seien eventuell sogar antagonistisch wirkende künstliche Geschwüre anzulegen. Ferner bekämpften die schon von *Sydenham* empfohlenen Antiseptica wie Chinarinde, Salmiak und Schwefelsäure, wie überhaupt saure Salze, die Säftefäulnis beim Fieber, während andrerseits von Opium und dem «delphischen Schwert» abzuraten sei. Dazu kämen eventuell noch Klystiere mit Kamille, salzige Molke oder Chinadekokt, vegetabilische Kost und gute Ventilation. Abzesse seien nach *Brendel* als «Ableitung» der verdorbenen Säfte eher zu erhalten, als zu schließen. Hinterher seien dann noch Eisenmittel, China, Mineralwässer und bittere, blutreinigende Kräuter zu verschreiben, wenn die Besserung nahe. Ein fataler Ausgang künde sich dagegen nach *Hippokrates* durch Singultus und den «Schweißgeruch einer ausgelöschten Lampe» an. Nach unvollständiger Krise käme es gelegentlich zu Metastasen an den Gelenken oder aber auch zu Manie, Melancholie, Hypochondrie oder gar Epilepsie! Ein verzweifelter Fall *Consbruchs* sei aber noch in diesem späten Stadium durch Galleerbrechen abgeheilt.

Artikel 31 befaßt sich nun mit der fatalen Möglichkeit einer Kombination von entzündlichem und fauligem Fieber, wie dies z. B. beim «entzündlichen Gallenfieber» der Fall sei, wo dann der Therapeut vor einem Dilemma stehe, indem z. B. Vitriolspiritus und Fieberrinde die entzündliche Komponente erst recht verstärkten, die faulige dagegen dämpften.

Hier komme es auch selten zur Krise, sondern meist zum langsamen Erschöpfungstod. Besonders aus entzündlichen Winterkatarrhen entwickle sich nicht selten im Sommer eine «gallige Pleuritis», wie überhaupt die reinen Entzündungsfieber noch eher auf dem Land als etwa in *Stuttgart* angetroffen würden, wo die Verweichlichung des Stadtlebens bewirke, daß fast alle Krankheiten «in das Gebiet des Fauligen ausarteten». Besonders die Weintrinker neigten, wie schon *Hippokrates* erkannte, zur galligen Pleuritis. So habe sich denn die Therapie gleichzeitig gegen die entzündliche, wie die faulige Komponente zu richten, so daß zum Aderlaß noch das Abführen, weniger dagegen (wegen der Gefahr des Blutbrechens infolge Blutüberfüllung der Lungen) Brechmittel hinzuzutreten hätten. Im letzten, 38. Abschnitt wird endlich noch die «brandig-faulige Entzündung» als fatalste Kombination von Entzündung und Fäulnis behandelt, die als Pest usw. epidemisch oder endemisch auftreten könne, und bei der *Diemenbrock* zu Unrecht aktives Vorgehen wie Aderlaß empfohlen habe. Da sich die Therapie hier völlig überkreuze, schade daher sowohl ein Gehenlassen wie ein Eingreifen! Mit diesem pessimistischen Ausklang schließt die Arbeit, die nun von den Professoren insofern gerechter als die erste begutachtet wurde, als ihnen *Schiller* hier weniger über den Kopf gewachsen war (*Weigelin*). Vor allem tadelten sie aber neben Einzelheiten (wie der, daß *Schiller* die Metastasen- und Ausschlagsbildung, die noch weitere Aderlässe nötig mache, zu kurz behandelt habe, daß er überhaupt die Faulfieber noch immer zu optimistisch beurteile und ihre Genese aus Miasmen, verdorbener Nahrung oder Kontagien usw. unklar lasse) die prinzipielle Behauptung *Schillers*: «Materia morbosa per se hostilis non est», worin sie eben einen ähnlichen «Brownismus» witterten, wie ihn schon *v. Hoven* verraten hatte. Tatsächlich blickt ja *Schiller* von hoher philosophischer Warte aus recht verächtlich auf die Verwirrung, die zu seiner Zeit auf dem Gebiet der medizinischen Theorie herrschte. Mit *Boerhaave* beschreibt er also den Krankheitsvorgang rein mechanistisch und lehnt *Sydenhams* und *Stahls* hippokratische Auffassung der Krankheit als eines Heilsbestrebens zur Ausscheidung der Materia peccans ab. Vielmehr sieht er mit *Brown* im Krankheitsgeschehen wesentlich eine Reaktion des Nervensystems, die, größtenteils unzweckmäßig, nur zufällig auch zu Eliminationen führt, — Gedankengänge, die lebhaft an die erwähnte russische «Neuralpathologie» *Speranskys* und *Bykows* und z. T. selbst an *Reillys* «Irritations-» und *Selyes* «Adaptationssyndrom» erinnern!

Wie eingangs erwähnt, gibt also diese zweite These *Schillers* einen guten Einblick in die damals herrschende, stark von *Boerhaaves* Eklektizis-

mus und klinischem Empirismus beeinflußte ärztliche Praxis. Zwar bedingte die gewaltsame Schematisierung des Krankheitsgeschehens die Gefahr einer entsprechenden Simplifizierung auf therapeutischem Gebiet, zumal *Boerhaaves* Grundsatz lautete: «Simplex sigillum veri!» Doch milderte hier *Boerhaaves* Polypragmasie unter Einbeziehung der Volksmedizin, der Diät, der Bäder- und Mineralwasserbehandlung usw. und sein echt hippokratisches Individualisieren wieder viel. Immerhin werden wir sehen, daß gerade *Schiller* unter dem Einfluß der besprochenen Fieberlehre seine Patienten, wie auch sich selbst, allzu schematisch und daher vielfach unglücklich behandelte.

V. Dritte Dissertation: «Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen»

Nach Ablehnung dieser These legte *Schiller* den Professoren bald zwei neue Themen zur Auswahl vor, nämlich ein mehr philosophisches Thema «Über die Freiheit und Moralität des Menschen» und «Versuch über den grossen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen», das er möglichst physiologisch zu behandeln versprach, und das denn auch vorgezogen wurde. Trotzdem handelt es sich wieder um eine überwiegend philosophisch vorgehende Arbeit, doch müssen wir hier nochmals daran erinnern, daß eben damals die einzelnen Disziplinen überhaupt noch weniger geschieden waren als heute. *Schiller* nimmt also das Thema der ersten Dissertation wieder auf, nämlich das Problem der leibseelischen Zusammenhänge, die aber diesmal klugerweise nicht mehr nachgewiesen, sondern kurzerhand vorausgesetzt werden. Die Frage nach dem «Wie» dieser Beziehungen beantwortet er nun einfach mit dem *Haller*schen «Ignoramus»: die Tätigkeit der menschlichen Seele sei an diejenige der Materie aus einer Notwendigkeit und auf eine Art gebunden, die er noch nicht durchschaue. Damit, wie auch mit der nun rein philosophischen Betrachtungsweise ergab sich jedenfalls von vornherein ein geringeres Mißverhältnis zwischen Aufgabe und Mitteln als bei den vorhergehenden Thesen. *Schiller* will diesmal einfach die Folgen, die sich aus der Tatsache der leibseelischen Wechselwirkung ergeben, zur Darstellung bringen, wobei er sich nun noch enger an *Haller* anschließt und ihn bei jeder

Gelegenheit zitiert.[13] Dagegen vermeidet er den dynamischen Ausdruck «Mittelkraft» wiederum ganz und ist auch sonst in seiner Diktion viel vorsichtiger und maßvoller geworden, was seine Arbeit noch für heutige Leser allgemeinverständlich und wertvoll macht. Wieder will *Schiller* nach dem Vorgang von *Abel* zunächst den bisher aus offenbar weltanschaulichen Gründen vernachlässigten «großen und reellen Einfluß des thierischen Empfindungssystems auf das geistige in ein helleres Licht setzen». Die materielle Seite des Leibseeleproblems wird also betont, und der philosophische Idealismus als «schöne Verwirrung des Verstandes» gewertet, «die allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen wie der gesamten Gesellschaft wissen, schnurstracks zuwiderläuft». Da derzeit in Deutschland (unter dem Einfluß von *Leibniz-Wolff*) fast ausschließlich der Idealismus zu Worte komme, sei diese Einstellung geradezu eine Forderung der Gerechtigkeit, denn es sei «gewiß der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger» fänden. Wieder sucht *Schiller* aber im Grunde die Synthese, die «Mittellinie der Wahrheit» und warnt daher erneut auch vor dem kompromißlosen Materialismus der Franzosen, indem er, wie wir sehen werden, das ganze Problem wie *Haller* und die Angelsachsen mehr ins Physiologisch-Psychologische verlegt. Er beginnt also seine Untersuchungen mit der Frage nach den «physischen» Zusammenhängen im Bereich der drei großen Lebensbezirke Seelenleben, Ernährung und Fortpflanzung, um anschließend zu den «philosophischen» vorzustoßen. Wieder stellt er als höheren Zweck seines Vorhabens *Fergusons* These voran: «Vollkommenheit liegt in der Übung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans», wobei aber umfassender noch von einer dabei anzustrebenden «höchstmöglichen Tätigkeit und Harmonie» aller Kräfte gesprochen wird, was an seine erwähnten, ebenfalls von *Abel* inspirierten ästhetischen Ansichten erinnert. Dann geht er auf das Hauptthema, die (nach *Haller*) «im einzelnen noch unbegreifliche» Bindung seelischer Tätigkeit an die körperliche ein. Mit *Haller* konstatiert er zunächst als typisch organische Eigenschaften die «Empfindlichkeit der Nerven und Reizbarkeit der Muskeln» dank in den hohl gedachten Nerven zirkulierender «Lebensgeister». Im übrigen gehorche die Muskelmechanik den üblichen physikalischen Gesetzen, ähnlich wie der Stoffwechsel prinzipiell der Chemie zugänglich sei. Dazu trete aber nun mehr von der psychologischen Seite her jene (also vorwiegend der angelsächsischen Psychologie entnommene) Gefühlsresonanz der «thierischen Empfindungen», die, analog der tierischen «anima sensitiva» von *Willis* (die dieser übrigens in kühner Vorahnung moderner Auffassungen im Corpus

striatum lokalisierte), alle «thierischen Verrichtungen» begleite. Durch die Empfindungen des Vergnügens oder Mißvergnügens unterrichte sie die Seele dauernd über den gegenwärtigen schlimmen oder guten Zustand unserer Organe. So werde also der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichsam angeknüpft und die Seele in das Interesse des Körpers gezogen, damit diese dann ihrerseits den Körper mit der physischen Welt in diejenigen Verhältnisse bringe, die seiner Fortdauer am zuträglichsten seien. Dieses ganze Regulationssystem nennt nun *Schiller «thierisches Leben»*, ein Ausdruck, der an die Stelle der «Mittelkraft» tritt! [14] Wie dieser Terminus andeutet, besitzt schon das Tier eine solche Regulationsschicht, die bei ihm aber immer nur auf den Augenblick und seine Bedürfnisse eingestellt ist, während die «thierische Empfindung» beim Menschen eben zugleich das geistige Leben weckt, unterhält und lenkt, was eine Reizbewältigung auf höherer Stufe, beziehungsweise auf längere Sicht ermöglicht. (Hier antizipiert also *Schiller* gewissermaßen sogar *Halls* Begriff des «Reflexbogens»!) Dabei bleiben die «thierischen Empfindungen» selber aber meist unbewußt («schweben nur auf der Oberfläche der Seele und reichen niemals in das Gebiet der Vernunft»), — eine Vorstellung horizontaler, statt vertikaler seelischer Schichtung, der wir heute noch etwa in *Schilders* «Sphäre» begegnen. Das *Leibniz*sche «Unbewußte» wird hier also nicht nur per exclusionem postuliert, sondern auch noch über den rein rationalen Bereich eines «Vorbewußten» hinaus ins Irrationale, Affektive erweitert. Schon in der ersten Dissertation finden wir Ansätze zu dieser Vorstellung, wie z. B.: «Die materiellen Ideen können nicht immer in demjenigen Zustand der Lebhaftigkeit sein, daß sie der Seele Vorstellungen machen können, sonst müßten wir ja schlafend und wachend ununterbrochen denken». [15] Diese «thierischen Empfindungen bestimmen nun also den Willen rasch und lebhaft zu Abscheu und Begierde», ein Gedankengang, der von *Haller* also eher in Richtung von *Stuart Mills* Assoziationspsychologie als etwa in derjenigen von *Kants* Denkart führt. Doch wird wieder der «Aufmerksamkeit», der «Gewalt der Abstraktion» ein gewisser empirisch nachweisbarer Einfluß auf die Stärke dieser «thierischen Empfindungen» zugestanden. Indessen «Hunger und Durst zu löschen wird der Mensch» unter Umständen wieder zum Mörder, selbst «zum Kannibalen», «so heftig wirkt die thierische Führung auf den Geist, so wachsam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maschine gesorgt». Da dieser enge Trieb-Geistkonnex die Vorstellung des freien Willens gefährdet, empfiehlt *Schiller* entsprechenden moralischen Einwürfen gegenüber, seinen Ausführungen nur kühl und unbefangen weiterzufolgen, um schließlich eine

«große Schönheit aus der anscheinenden Verwirrung und Planlosigkeit hervorgehen» zu sehen.

Vor allem können sich eben «ohne thierische Triebe und Empfindungen» auch «keine geistigen entwickeln». «Wir können keine Begriffe setzen ohne einen vorhergehenden Willen, keinen Willen ohne die Erfahrung unseres durch diese Handlung verbesserten Zustands, ohne Empfindung». So hilft also «thierische Empfindung das innere Uhrwerk des Geistes, wenn ich so sagen darf, in den Gang zu bringen», was an *Stranskys:* «Es ist der Thymos, der den Logos trägt» erinnert! Dabei hat nun aber «die thierische Empfindung selbst nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Beschaffenheit der Organe, die sie bezeichnet», was *Haller* (§ 602) ähnlich (gegenüber Galen) in bezug auf das Verhältnis Objekt/Vorstellung ausdrückte: «Dieser Gedanke ist nicht das Objekt, von dem der empfindende Nerv gerührt wurde», vielmehr müssen wir solche Korrespondenzen einfach «als wechselseitiges Gesetz des Schöpfers» hinnehmen. In § 603 nimmt dann *Haller* fünf Zwischenstufen zwischen Bewegung und Empfindung, zwischen Ding und Vorstellung an, was aber die Sache nicht wahrscheinlicher macht. *Schiller* fährt dann fort: «Thierische Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund: 1. In dem gegenwärtigen Zustand der Maschine, und 2. im Empfindungsvermögen». Wir würden also heute sagen: Es handelt sich um zwei psychologische Reihen, einmal um die «vegetative», und das zweitemal um die «affektive Resonanz». «Jetzt ist es also etwas mehr als Vegetation, als Nerven- oder Muskelmechanik (im Sinne *Hallers* und *Bonnets*), jetzt ist es thierisches Leben!», womit *Schiller* also offensichtlich den gesamten «Gestaltkreis» zwischen vegetativem System und Affektivität zusammenfassen möchte!

Im folgenden Abschnitt unternimmt *Schiller* einen kühnen Nachweis dieser «Entwicklung aller Geistesfähigkeiten aus sinnlichen Trieben» anhand von Phylogenie und Ontogenie, was nicht nur an *Schellings* und *Herders* noch rein rational-idealistischen Entwicklungsbegriff (— nicht die Menschheit entwickelt sich, sondern die Idee, und gelangt im Menschen zum Bewußtsein), sondern auch an die biologischeren Konzeptionen von *Selle* und *Kielmeyer* und z. T. selbst an *Haeckels* «biogenetisches Grundgesetz» erinnert. So reagiere z. B. das Kind zunächst nur auf unmittelbare sinnliche Reize, und erst mit zunehmender Abstraktion werde dann der erste Grund vergessen, Gedankengänge, die vermutlich auf *Schillers* angelsächsische Lektüre zurückgehen, da sie uns bei *Hartley* und *Priestley* erstmals begegnen. Überhaupt ist die ganze Konzeption einer allmählichen, lückenlosen Evolution echter «Kultur» über die bloße «Zivilisation» aus

triebhaften Ursprüngen die typisch angelsächsische Antithese zu *Rousseaus* «Kulturpessimismus»! *Schiller* fügt hier schließlich einen kurzen Abriß der Medizinalgeschichte bei.

Nach *Schiller* begleiten also «thierische Empfindungen» ständig die geistigen, wobei «geistiges Vergnügen das Wohl der Maschine befördert, geistiger Schmerz es dagegen untergräbt». «Wahr ist es, daß die Freude das Nervensystem in lebhaftere Wirksamkeit setzen kann, als alle Herzstärkungen, die man aus den Apotheken holt»! In der ersten Ausgabe lautete es dann weiter: «Der Zustand der größten Seelenlust ist zugleich der Zustand der größten körperlichen Gesundheit», doch änderte *Schiller* später diese Konzeption, wie wir noch erfahren werden, etwas ab. Geistiger Schmerz dagegen bedingt eine Art «Convulsionen, die sich schnell durch den ganzen Umriß des Nervensystems fortpflanzen und alle Aktionen der Maschine aus dem Gleichgewicht bringen». Mit einem Wort: «Der Zustand des größten Seelenschmerzes ist zugleich der Zustand der größten körperlichen Krankheit». «Die Seele wird durch tausend dunkle Sensationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet und von einer ganzen Schmerzempfindung übergossen, die sich an die ursprüngliche geistige anheftet und solcher einen desto schärfern Stachel gibt». (Heute würde man hier also vom epikritisch-protopathischen Circulus vitiosus im leibseelischen Gestaltkreis sprechen!) Der finale Sinn dieses Zirkels ist schon *Schiller* deutlich: «Krankheiten des Körpers, mehrernteils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, strafen an sich durch sinnlichen Schmerz, aber die Seele mußte noch in ihrem Grundwesen angegriffen werden, daß der *gedoppelte* Schmerz ihr die Einschränkungen der Begierden desto dringender einschärfe»! Besonders «tiefe, chronische Seelenschmerzen, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, den man Indignation (heute würde man sagen: Ressentiment) heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers. Heimweh, Furcht, Unruhe, Gewissensangst, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die hitzigsten Fieber» — eine Erkenntnis, die dann *Franz Moor* in teuflischer Weise seinem Vater gegenüber auswertet, indem eben «geistiger Schmerz das Wohl der Maschine untergräbt»! Denn «Philosophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammenlaufen»! Auch im «*Geisterseher*» finden wir übrigens ganz ähnliche Gedankengänge. In der Dissertation selber hat nun *Schiller* die Kühnheit, umgekehrt seine These mit Zitaten aus den «*Räubern*» zu belegen, wobei er von diesen als einem englischen Drama «*Life of Moor, Tragedy by Krake*» spricht. So zitiert er einmal *Spiegelberg* als einen «be-

kannten Banditenwerber»: «Du richtest nichts aus, wenn Du nicht Leib und Seele verdirbst», und ferner jene Stelle, wo *Franz Moor* von Angstträumen verfolgt wird: «Die Bilder künftiger Strafgerichte, die er in der Kindheit eingesaugt und als Mann obsopiert (wir würden heute sagen: verdrängt) hat, haben den umnebelten Verstand unter dem Traum überrumpelt». Und nun «bringt das plötzlich auffahrende Integralbild des Traums das ganze System der dunkeln Ideen in Bewegung und rüttelt gleichsam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entspringt eine ganze, äußerst zusammengesetzte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erschüttert und den ganzen Bau der Nerven per consensum lähmt».[16] Zweifellos wird hier das rationale Unbewußte von *Leibniz* im Zusammenhang mit dem Traumgeschehen noch weiter in Richtung der romantischen «Nachtseite der Seele» von *v. Schubert* vertieft, der in der Traumwelt die «innere Geschichte unseres Wesens» sehen wollte, während z. B. *Haller* den Traum noch als durchaus pathologische Reizerscheinung, als «eine Art Kränklichkeit» wertete (§ 623).

Modern wirkt ferner *Schillers* Vorstellung einer Irradiation der Convulsionen per consensum bis ins Körperliche, was geradezu an *Freuds* «Konversion» erinnert. Hier geht *Haller* noch mehr auf physiologische Details ein, indem er die Affektwirkung auf den Puls, die Atmung usw. über das Gefäßnervensystem («nervige Schließer der Gefäße») beschreibt (§ 611)! Ja schon der imitierte Affekt, meint *Schiller* weiter, «macht den Schauspieler augenblicklich krank, und wenn *Garrick* seinen Lear oder Othello gespielt hatte, so brachte er einige Stunden in gichterischen Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illusion der Zuschauer hat schon Gichter und Ohnmachten gewirkt!» Die psychotherapeutische Folgerung dieser Erkenntnisse lautet daher: «Ist also nicht derjenige, der mit der bösen Laune geplagt ist und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht, der größte Feind seiner Gesundheit?»

Hier finden wir also die moderne Lehre vom psychischen «*Streß*» (*Selye, Dunbar, Weiß, Alexander* u. a.) tatsächlich mehr oder weniger vorweggenommen, aber ähnlich dem erwähnten «Nervenfieber aus Verzweiflung» der damaligen und spätern niedern Romanliteratur machte man eben mangels pathologisch-anatomischer und pathologisch-physiologischer Erkenntnisse noch zu wenig Unterschiede zwischen organischen und rein funktionellen, reversiblen Störungen. Gerade die Psychoneurosen treten aber subjektiv meist als besonders unlustbetont auf, obgleich sie objektiv, gerade umgekehrt, relativ harmlos und reversibel sind, womit sie ihren finalen Charakter verraten! (*Ribot, Kibler* u. a.)

Allerdings kennt *Schiller* irgendwie doch das später von *Ribot* u. a. aufgestellte Gesetz des relativen Antagonismus zwischen seelischem, sich nach dem «Identitätsprinzip» *Reiningers* u. a. vorwiegend im Vegetativ-Hormonalen manifestierenden «Affekt» und seiner motorischen (Adrenalin abbauenden) Abreaktion als «Ausdrucksbewegung», wenn er in seinem Aufsatz: «ÜBER DEN GRUND DES VERGNÜGENS AN TRAGISCHEN GEGENSTÄNDEN» betont, daß gerade gute Schauspieler bei Affekt nie agitiert auftreten: «Eine leidende Person, klagend und weinend dargestellt, wird uns daher nur schwach rühren, denn Klagen und Weinen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit! Weit stärker ergreift uns der verhaltene, stumme Schmerz». *Schiller* weiß eben, wie wir sahen, schon etwas vom Antagonismus zwischen «Konversion» und «Inversion», beziehungsweise allgemein zwischen «Psychogenie» und «Somatogenie» (im Sinne *v. Weizsäcker*s)! So berichtet er weiter von Ausnahmefällen, wo «eine Krätze Melancholie und Tobsucht heilte», was *Muzell* sogar systematisch zur Therapie zu verwenden begann. (Noch *Napoleon* soll ja im ägyptischen Feldzug das Hemd eines Krätzekranken gegen seine Magenbeschwerden übergezogen haben!) Auch die moderne «Photodyntherapie» benützt diesen relativen Antagonismus, das typische Alternieren zwischen Dermatosen und Depression, Asthma usw., so wie überhaupt die Schockverfahren, das «Heilfieber» usw. die Erfahrung deutlicher Remissionen bei Psychosen im Verlaufe interkurrenter Erkrankungen therapeutisch auszuwerten versuchen.

Gewissermaßen entsprechend der Ambivalenz im Bereich der Affektivität, beziehungsweise der *Selbach*schen, mehr neuralen als hormonalen «Kippschwankung» im Vegetativen, weiß *Schiller* mit *Haller* (§ 611) überhaupt von Paradoxwirkungen und «Wunderkuren» durch unangenehme Affekte, wobei z. B. Zorn schon Verstopfung und Schreck, ja sogar Lähmungen geheilt habe, sowie umgekehrt auch überstarke Freude gelegentlich zum Tode führe. Andrerseits mache wieder die «Trägheit der Seele auch die Bewegungen der Maschine träger», wie die von *Muzell* beschriebenen Stupiden mit ihrem trägen Stoffwechsel bewiesen. Hier erinnert *Schiller* ferner an *Hallers* Deutung der abendlichen Pulsbeschleunigung aus einem vermehrten venösen Zufluß zum Herzen, der dessen Irritabilität verstärke. Als «Erstarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erstaunen» beschreibt *Schiller* schließlich noch gewisse psychophysische Schockzustände.

Im folgenden Kapitel geht er nun vom «ERSTEN»psychosomatischen «GESETZ», vom Einfluß seelischer Affekte auf das körperliche zum «ZWEITEN», umgekehrten Gesetz, beziehungsweise von der KONVERSION zur INVERSION

über. «Die allgemeine Empfindung thierischer Harmonie, der freien Tätigkeit der Organe ist die Quelle geistiger Lust, die Stimmungen des Geistes folgen den Stimmungen des Körpers.» Dabei vergleicht er nun hier das Verhältnis der physischen zur psychischen Reihe mit einer «Resonanz von zwei gleichgestimmten Saiteninstrumenten», was an die «prästabilierte Harmonie», an das Uhrengleichnis von *Leibniz* und an *Mesmer* (s. Anm. 8) erinnert. Ein anderer Zeitgenosse, *Chiarugi*, stellte ähnlich das Gleichnis vom Instrument und den Händen des Spielers auf. Trotzdem betont *Schiller* im folgenden, geradezu programmatisch klingenden Satz wieder die Identität von Leib und Seele, wenn er meint: «Der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Verbindung beider Substanzen», ein Satz, den schon *Haller Gall* in den Mund legte (§ 22) und der nicht nur an *Bonnets* «être mixte», sondern sogar an *Spinozas* Identitätshypothese erinnert (welcher übrigens auch *Boerhaave* heimlich zugeneigt haben soll!)

Im folgenden behandelt *Schiller* nun die mannigfachen Einflüsse des Körpergeschehens auf das Geistige, wie z. B. «die Schwere, die Gedankenlosigkeit, das mürrische Wesen bei Überladung des Magens». Ähnliche Einflüsse über das Körperliche auf Seelisches hätten, wie schon *Hippokrates* betonte, sogar Klima und Zivilisation, die weitgehend den Nationalcharakter bedingten. «Die Bewohner düsterer Gegenden trauern mit der sie umgebenden Natur. Der Mensch verwildert in wilden, stürmischen Zonen. Nur unter dem feinen griechischen Himmel gab es einen *Homer*, einen *Plato* und *Phidias*. Als unser Deutschland noch waldig, rauh und sumpfig war, war der Deutsche ein Jäger, roh wie das Wild, dessen Fell er um seine Schultern schlug. Sobald die Arbeitsamkeit die Gestalt seines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche seiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters sei, aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrücksicht dahin genommen werden, seinen Himmel zu verfeinern», Ansichten, die lebhaft an *Smuts* «Holismus» erinnern. Schon in *Abels* erwähnter Dissertation finden wir aber ähnliche Gedankengänge, wie z. B.: «Der Mensch ist eine Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung», — Ideen, die *Ploucquet* mit «libertinismus sentiendi» abtat, und die in noch einseitigerer Fassung zum materialistischen Monismus von *Moleschott* und *Büchner* führen mußten (*Vaihinger*).

Dementsprechend können nun nach *Schiller* «körperliche Zerrüttungen leicht das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung

bringen». «Überhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt», eine These, die äußerst modern wirkt und die *Franz Moor* und *Spiegelberg* dann eben zur Bandenwerbung praktisch verwerten: «Du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verdirbst!»

Gerade bei Krankheiten ist nun dieser psychophysische Zusammenhang noch stärker oder wenigstens augenfälliger. «Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartigen nennt, kündigen sich mehr oder weniger mit einer sonderbaren Revolution des Charakters an. Daher die Morosität dieser Leute, davon niemand die Ursache weiß anzugeben, die Änderungen ihrer Neigungen, der Ekel an allem, was ihnen sonst das Liebste war. Der Sanftmütige wird zänkisch, der Lacher mürrisch, und der sich vorher im Geräusch der geschäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menschen und entweicht in düstere, melancholische Stille. Unter dieser heimtückischen Ruhe rüstet sich die Krankheit zum tötlichen Ausbruch», — ein dia- und prognostischer Hinweis an den Arzt am Krankenbett! Wieder finden wir hier den diesmal unselig wirkenden Zirkel: «Wie dieser tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maschine entsprungen ist, hilft er rückwärts diese Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen», — womit also auch der Angriffspunkt für die Psychotherapie gegeben ist, die wenigstens diesen fatalen Zirkel zu unterbrechen vermag!

So zitiert er im folgenden Kapitel glückliche AUSNAHMEN, die sich aller Theorie zum Trotz in der täglichen Praxis zeigen, wo gläubige Sterbende mitten in den Bedrängnissen der kämpfenden Maschine fragen: «Tod wo ist dein Stachel?» Ähnlich hat sich dann ja auch *Schiller* selber im Todeskampf tapfer und gefaßt benommen (in einem gewissen Gegensatz zum gleichzeitig erkrankten und ebenfalls von *Voß* gepflegten *Goethe*!). Auch hier läßt sich also *Schiller* von der Erfahrung des Alltags, des Common sense korrigieren, sein Denken ist immer auf die «Mittellinie der Wahrheit» gerichtet und ist insofern dem modernsten «offenen Denken» (*Gonseth* u. a.) verwandt. Begreifen heißt unterscheiden, «dialektisch» in Gegensätzen erfassen, oder heißt auch wieder, Einzelnes, nie streng Identisches zusammenfassen! Die Wirklichkeit liegt also immer, wie *Carnap* sagt, «irgendwie zwischen den Begriffen», zumal, wie erwähnt, für jede psychophysische Konstitution andere Werte, «Umwelten», «Wahrheiten» bestehen. Nur das unaufhörliche sokratische Zwiegespräch kann daher die «Mittellinie der Wahrheit» einhalten! [17]

Allerdings kann *Schiller* in der Frage der auffälligen Heiterkeit tödlich Kranker *Haller* wiederum nicht folgen, der eben darin geradezu einen Beweis für die persönliche Unsterblichkeit sehen wollte, sondern er vermutet hier, wie schon in seiner zweiten These, ganz einfach die Dissoziation des psychophysischen Zusammenhangs, «und die Seele befindet sich nur darum in der Illusion einer angenehmen Empfindung, weil sie eine langanhaltende schmerzhafte los ist» (Kontrasteffekt). «Die Sympathie hört auf, sobald der Zusammenhang wegfällt». So sagt auch der sterbende *Attinghausen* im «Tell»: «Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch», eine Erfahrung, die dann *Schiller* selber auf dem Sterbebette machen sollte: «Mein Zustand ist seltsam. In der linken Seite, wo ich seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, empfinde ich nun gar nichts mehr». Im folgenden Abschnitt deutet *Schiller* selbst den Wahnsinn aus einer Anomalie dieses Zusammenhangs, nämlich aus einer «Despotie des Unterleibs über den Geist», will sich aber über Hysterien, Hypochondrien, Idiosynkrasien usw. nicht weiter auslassen, da es sich hier um einen «Abgrund für Ärzte und Philosophen» handle. Auch ein eigentlicher Beweis seiner Thesen vom Krankenbett aus, das «immerhin die Hauptschule der Psychologen» sei, verbiete sich ihm, da dies ins Unendliche führen würde. Diese Betonung der klinischen Empirie erinnert wieder an den großen Einfluß des *Boerhaaven*schen Hippokratismus an der Karlsschule. Wie eingangs erwähnt, könnten wir indessen die acht Krankenrapporte über *Grammont* als eine Art Kasuistik auch zu dieser These auffassen.

Der nächste Abschnitt befaßt sich nun nach *Hallers* Vorgang (§ 613) mit der «PHYSIOGNOMIK DER EMPFINDUNGEN», denn «körperliche Phänomene verraten die Bewegungen des Geistes». Die Physiognomik liefert also gewissermaßen den objektiven Nachweis jenes psychophysischen Consens. «Jeder Affekt hat seine spezifischen Äußerungen und sozusagen seinen eigentümlichen Dialekt, wobei der Edle, Wohlwollende seinen Körper verschönert, der Niederträchtige und Gehässige ihn aber in viehische Formen zerreißt». «Es ist merkwürdig, wieviel Ähnlichkeit die körperlichen Erscheinungen mit den Affekten haben. Bei Heldenmut rüsten sich alle Glieder gleichsam zum Streit, Schrecken und Furcht lähmen buchstäblich, ein kühner Gedanke richtet das Haupt empor, Haß stößt zurück, während im Gegenteil unser Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleich wie die Seelen harmonisch sich mischen.» Schon die Sprache drückt bekanntlich solche «Ausdrucksgebärden» aus, wenn wir z. B. von «Hochmut», «Kleinmut, Zu- und Abneigung» sprechen. Neu ist der Gedanke der mimischen Einfühlung, die

den Dichtergenius verrät: «Mit den Bergen wollen wir gen Himmel wachsen, gähe Abgründe stürzen uns schwindelnd hinab» (— eine psychologisch interessante Deutung der Bathysphobie!). «Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geschieht es, daß gerade diese Bewegungen auf diese Empfindungen erfolgen, gerade diese Organe bei diesen Affekten interessiert werden?» Wieder beschränkt sich *Schiller* lieber bescheiden auf eine Frage, als mit voreiligen Theorien aufzuwarten. Erst die *Hallsche* Reflexlehre und *Darwins* Nachweis der Ausdrucksbewegungen als ursprünglich sinnvoller biologischer Reflexe, die meist erst sekundär noch «Verständigungsfunktion» erhielten und dann optisch «chargiert» wurden, brachte hier die völlige Aufklärung.

Durch häufige Wiederholung werden dann «diese konsensuellen Züge der Maschine tiefer eingegraben, sie werden deuteropathisch, wie die Pathologen sagen, und endlich organisch. So formiert sich endlich die perennierende Physiognomie des Menschen, so daß es beinahe leichter ist, die Seele nachher noch umzuändern, als diese Bildung». In diesem Sinne könne man also «sagen, die Seele bilde den Körper (siehe *Wallenstein:* «Es ist der Geist, der sich den Körper baut!»), ohne deshalb ein *Stahlianer* zu sein». Wie wir wissen, faßte *Stahl* die Affektäußerungen ähnlich den Krankheitsäußerungen, den Krämpfen usw. als «austreibende Bewegungen der Seele» auf, die sich damit «von üblen Gemütseindrücken befreie». «Und die ersten Jugendjahre», fährt *Schiller* fort, «bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Charakters sind», so daß es später eben leichter sei, den Charakter, als die Physiognomie zu ändern. Eine «leidenschaftslose Seele» dagegen habe überhaupt keine Physiognomie, «das Gesicht der Simpel ist glatt, denn keine Seele hat darauf gespielt. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in seinen Zellen. Das Gesicht ist regelmäßig, vielleicht auch sogar schön, aber ich bedaure die Seele». (Ähnlich meinte einmal *Oskar Wilde:* «Schönheit endet dort, wo der geistige Ausdruck beginnt. In dem Augenblick, da sich einer hinsetzt, um zu denken, wird er ganz Nase oder ganz Stirn», wobei er speziell an die Asymmetrie des männlichen «Rechtsgesichts» im Gegensatz zum relativ kindlich-harmonischeren Frauengesichts erinnerte.) «Eine Physiognomik der organischen Teile, der Figur usw. ist vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl sobald nicht erscheinen, wenn auch *Lavater* noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launischen Spiele der Natur unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen als *Linné,* und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren Mannigfal-

tigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eins werde.» Auch sonst rächte sich *Schiller* für *Lavaters* Fehldiagnose durch Epigramme wie etwa: «Wes' Geistes Kind ein Kopf gewesen, konnt' er auf jeder Nase lesen. Und doch, daß er es nicht gewesen, den Gott zu diesem Werk erlesen, konnt' er nicht auf der seinen lesen». Auch *Lichtenberg* hatte als Verehrer *Hallers* und der Angelsachsen bekanntlich wenig für *Lavater* übrig, ähnlich wie z. B. auch *Reil* im Gegensatz zum jugendlichen *Goethe*, und reagierte daher auf *Lavaters* Pathos mit einer ähnlichen Ironie wie *Schiller:* «Jetzt sind es die Zeichen an der Stirne, die man deuten will, ehemals waren es Zeichen am Himmel». «Oder füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssiges, das allezeit die Form des Gefäßes annimmt, sodaß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der schadenfroh wird, dem man die Nase plattdrückt?» Auch *Wrisberg* meint im Kommentar zu *Haller* an dieser Stelle: «Den Schattenrissen allein zu trauen, gehört unter die Spielwerke des Jahrhunderts!»

In einem weitern Abschnitt geht *Schiller* noch kurz auf die medizinisch wichtige «Sympathie gewisser Empfindungen mit den Organen, aus denen sie kamen» ein, wobei wieder die Möglichkeit eines steigernden und verallgemeinernden Zirkels zwischen Nervenbewegung und Empfindung bestehe. So sei Ekel mit einem gewissen Krampf des Magens verknüpft, so wie umgekehrt Magenkrämpfe Ekelgefühle erregten. Wieder schließt hier *Schiller* mit der offenen Frage nach dem «Wie» dieses Konnexes. Auch *Haller*, der z. B. in § 614 solche «Mitempfindungen» wie etwa «die Stumpfheit der Zähne bei gewissen Tönen», oder in § 618 gewisse «dunkle Wahrnehmungen beim Atmen» beschrieb, meinte, man dürfe diese nicht wie *Stahl* nur darum direkt aus der Seele entspringen lassen, «weil wir noch keine andre deutliche Ursache finden».

Besonders interessant und eindrücklich ist nun noch das Schlußkapitel mit der Überschrift: «Auch der Nachlass der thierischen Natur ist eine Quelle von Vollkommenheit». Wiederum ausgehend vom erwähnten Zirkel zwischen affektiver und vegetativer Resonanz, wie er am eindrücklichsten beim Schmerzphänomen auftritt und hier eben unverkennbar den Charakter einer doppelten Sicherung, einer final zu verstehenden Reflexsteigerung hat, meint *Schiller*, der Schmerz ziele also gewissermaßen prinzipiell auf den Tod des Subjektes ab, weil eben die Bewegungen der Maschine, welche die Empfindung des Schmerzes verursachten, Krankheit bedeuteten. Aber auch die Lust habe diese Tendenz, über den Circulus vitiosus ins Uferlose zu wachsen und sozusagen zu einem tötlichen «Exzeß der Gesundheit» zu führen, ein Gedankengang, der übrigens entfernt an *Freuds*

«Todestrieb» erinnert! (Daher hatte *Schiller* eben jenen ursprünglichen Satz vom «Zustand größter körperlicher Gesundheit bei größter Seelenlust» nachträglich gestrichen. Im Begriff der Gesundheit liege stets ein Gleichgewicht, ein «Fortdauerndes», die Konstanz.)

Hier trete nun der «Nachlaß der thierischen Natur» regulierend ein, indem er es nicht zulasse, daß unsere Affekte in immer steigenden Graden zu unserm Verderben fortwüchsen, sondern jedem Affekt die Perioden seines Wachstums und seiner Deferveszenz zeichne. Hier haben wir zweifellos eine fast geniale Vorahnung der vegetativen, beziehungsweise affektiven «Gegenregulation», der «Trägheit des Affekts» (*v.Uexküll*), die bekanntlich vor allem hormonal bedingt, den Organismus instand setzt, auch heftigste oder dauernde Reize elastisch abzufangen. Als *Selbach*sche «Kippschwankung» spielen dabei zudem neurale, reflektorische Vorgänge mit, denen im Affektiven also die «Ambivalenz der Gefühle» entsprechen dürfte, woran hier *Schiller* ebenfalls anspielt: «Daher die höchsten Grade des Entzückens, des Schreckens und des Zorns eben dieselben sind, nämlich Ermattung, Schwäche oder Ohnmacht». Jedenfalls beobachtete und beschrieb *Schiller* schon außerordentlich scharfsinnig, daß es das «System der thierischen Empfindungen» (beziehungsweise die affektive-vegetative Resonanz) ist, was beim Denkakt ermüdet, und vermutete dabei bereits sehr modern eine Art Schaltung, ähnlich dem SCHLAF, dieser «periodischen totalen Relaxation», der uns «wenigstens den dritten Theil unseres Daseins raubt» und welchen schon der geniale *Shakespeare* «den zweiten Gang der großen Natur» (wir würden heute sagen: den vagalen «Spargang»!) nannte. [18] «Unter dem Schlaf ordnen sich die Lebensgeister wiederum in jenes heilsame Gleichgewicht, das die Fortdauer unseres Daseins so sehr verlangt», er ist «die Geburt von jedes Tages Leben»! Auch «jene krampfichten Ideen, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden jetzt in der Erschlaffung des allgemeinen Sensoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen (wir würden sagen, die «Psychostasis») wird wieder hergestellt, und ruhiger grüßt der neuerwachte Mensch den kommenden Morgen», ein Gedankengang, der bereits an die moderne Schlaftherapie von *Klaesi, Wetterstrand* u. a. erinnert.

Im folgenden Abschnitt finden wir sogar einen Versuch *Schillers,* auch auf soziologischem Gebiet organisch zu denken, indem er den Wert des Nachlasses «auch in Hinsicht auf das Ganze» bewundert, da der Schlaf eben auch die sozialen Spannungen wenigstens temporär ausgleiche. So ermögliche er auch hier ein Gleichgewicht, wo es doch unumgänglich sei, daß «manche, die nicht minder glücklich sein sollten, der allgemeinen Ord-

nung aufgeopfert würden und das Los der Unterdrückung davontrügen», während wieder «andere, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geistes- und Leibeskraft in rastloser Anstrengung foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde». Diese systematische Auffassung von Ermüdung und Schlaf erinnert nun an die modernsten Konzeptionen wie z. B. an *v. Pawlows* Hypothese der «kurativen und rekreativen Inhibition», die wir gelegentlich «Erholungs- und Schutzregression» nannten.

Auch der *Tod* gewinnt in diesem Rahmen für *Schiller* eine neue Bedeutung. Auch er stellt nichts anderes als eine Art natürlichen «Nachlasses» dar! Schon *Haller* meinte (§ 22), der Tod sei im ganzen so notwendig wie die Geburt, also eine «natürliche Veränderung des Menschen», woran sich noch der sterbende *Schiller* hielt, wenn er sagte: «Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist!» *Schiller* deutet dann typisch aufklärerisch-rationalistisch weiter: «Die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei der Gründung unserer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Compensationen doch die Consumption immer das Übergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben wie aus seinem Keim sich entwickle». Ähnliche Schlußgedanken finden wir übrigens schon in *Hallers* «Elementa», doch wies *Kuno Fischer* beim Schlußsatz *Schillers* auch auf gewisse Parallelen zum Seelenwanderungsgedanken in *Lessings* «Erziehung des Menschengeschlechts» hin: «Die Seele fährt fort, in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im Geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen können, aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist?»

Schiller ist also seiner These nach weder reiner «Somatiker», wie etwa *Selle* oder im ganzen genommen die *Boerhaave*sche Schule, noch reiner «Psychiker» wie *Stahl* und die Romantiker. Am ehsten nähert er sich zweifellos dem *Reil*schen Vitalismus mit physiologischem Einschlag, dem ja auch *Goethe* vielfach zuneigte, und wo eben die «Lebenskraft» mehr nur noch zu einem Relationsbegriff wurde. Teilweise erinnern *Schillers* Anschauungen aber auch an den die Ganzheit der Person betonenden «gesunden Menschenverstand» und Eklektizismus *Hufelands*, der ganz von der Praxis ausging. Überhaupt war ja die ärztliche Praxis in diesem Zeitalter der wuchernden Systeme dank *Boerhaaves* starkem persönlichem Einfluß meist viel besser und auffallenderweise auch einheitlicher als die Theorien, die für die Ärzte eher etwas Weltanschauliches, Ideologisches bedeuteten. Mit *Stark*, der trotz «naturhistorischer» Romantik ein tüchtiger Ge-

burtshelfer und Praktiker war, wurde ja dann *Hufeland* später der Freund und Leibarzt der beiden *Weimarer* Dichterfürsten.

Wenn nun *Schiller* seine Dissertation mit dem Satz schloß: «Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser», so gilt dieser Satz gerade für seine Arbeit selber, der wir eben erst heute gewisse scharfsinnige und bleibende Wahrheiten abgewinnen können!

Das Gutachten der Professoren fiel diesmal gnädig aus. Unter Rügung der noch immer vorwiegend materialistischen Tendenz, der Ablehnung des *Haller*schen Unsterblichkeitsbeweises und gewisser allzu schematischer Formulierungen, wie: «größte Seelenlust entspreche größter körperlicher Gesundheit», während «Exzesse der Gesundheit» wieder tödlich wirkten usw., empfahlen sie die Dissertation zum Druck, sofern noch gewisse pathetische Phrasen wie z. B.: «So hat uns die Pest einen *Sydenham* geboren» und «Er entriß den Eingeweiden der Berge den mächtig wirkenden Merkur» ausgemerzt würden. Die These wurde also zur Freude *Schillers* in deutscher Sprache Ende 1780 bei *Cotta* gedruckt. Ein Wiederdruck erfolgte 1811 in Wien, und 1820 brachte sie *Romberg* nochmals in *Nasses* «Zeitschrift für psychische Ärzte». Anläßlich des 100. Geburtstages *Schillers* bezeichnete *O. Müller* im *Petersburger* Ärzteverein diese Dissertation geradezu als einen Wendepunkt in der Psychiatrie, nämlich als eine Rückkehr zu den «Somatikern» *Damerow* und *Jacobi* nach den romantischen Verirrungen der «Psychiker» *Heinroth* u. a. Ungünstiger urteilte dagegen die nächste Generation unter *Virchow*, der in seinem Aufsatz «*Goethe als Naturforscher*» 1861 meinte, es sei unverantwortlich gewesen, *Schiller* auf Grund einer solchen These zur Praxis zuzulassen! Erst heute, wo sich *Schillers* 200. Geburtstag nähert, findet, wie wir noch ausführen werden, die «psychosomatische Medizin» ein neues und objektiveres Interesse an *Schillers* medizinischen Arbeiten!

VI. Krankenrapporte — Der Fall Grammont

In den schon erwähnten ACHT KRANKENRAPPORTEN über den hypochondrischen Mitelschüler *Grammont*, die *Schiller* während seines praktischen Jahrs 1780 als Krankenzimmerwart abfaßte, vertritt er nun allerdings gegenüber der einseitig «somatischen» Diagnose und Therapie der behandelnden Professoren vorwiegend den Standpunkt des «Psychikers» — und

hier wohl mit Recht (*Bodamer*). Wir können diese Rapporte, wie schon erwähnt, geradezu als KASUISTIK ZU SEINEN DISSERTATIONEN auffassen, betonte er doch schon bei diesen, wie sehr das Krankenbett die Hauptschule der Medizin sei und bleibe. *Grammont*, ein Pfarrerssohn aus *Montbéliard*, über den *Schiller* in den vom Herzog abverlangten jährlichen Mitschülerkritiken schrieb, er sei «voll Demut und Verachtung seiner selbst», «mit seinem Schicksal vergnügt» und beabsichtige, sich der Religionswissenschaft zuzuwenden, kam am Abend des 11. Juni 1780 zu *Schiller* mit der Bitte um eine größere Menge von Schlafmitteln, da er das Leben satt habe. *Schiller* verzichtete auf unfruchtbare Diskussionen, sondern bat *Grammont*, psychologisch geschickt, um Zeit zu gewinnen und dem Patienten Distanz zu seinem Erlebnis zu verschaffen, um eine schriftliche Begründung. Erst als die Depression zunahm, zog *Schiller* zunächst Prof. *Abel* und später die übrigen Professoren ins Vertrauen. Während er mit *Abel* dabei eher an eine «wahre Hypochondrie» infolge Umschlagens anfänglicher pietistischer Schwärmerei in völligen Skeptizismus dachte, sprachen die übrigen Professoren im Sinne des *Boerhaaven*schen Hippokratismus einseitig «somatisch» und konstitutions-pathologisch von einer «atrabilischen Anlage und einer Verstopfung im Pfortadersystem», die neben Bewegungstherapie usw. vor allem mit Brechweinstein anzugehen sei. Damit gingen sie mit *Boerhaave*, *Stoll* und der übrigen Aufklärungspsychiatrie völlig einig, die bis *Stahl*, *Pinel* und *Esquirol* als Reaktion auf den mittelalterlichen Dämonismus einseitig somatisch eingestellt war. Der *Stahl*schüler *Langermann* trennte dagegen, ähnlich wie *Schiller*, eine echte, «idiopathische Hypochondrie» von einer bloß «sympathischen», die irgend einem Unterleibsleiden entspringe. Allerdings unterschied sich auch die Therapie der «Psychiker» in dieser Zeitepoche noch wenig von derjenigen der «Somatiker», sondern war vorwiegend auf Leberdiät, Hydrotherapie und dergleichen eingestellt.

Schiller blieb dagegen im Falle *Grammont* ein konsequenterer «Psychiker», kannte er doch diese «wahre Hypochondrie» aus seiner eigenen Erfahrung! Aus seinem Brief an den Vater des verstorbenen Freundes *v. Hoven* erfahren wir nämlich von seiner eigenen, vielleicht durch Weltanschauungsschwierigkeiten geförderten, vorwiegend aber durch den Anstaltszwang bedingten Depression, die noch durch den Tod der jungen Freunde *v. Hoven* und *Weckerlin* verschärft wurde: «Ich bin erst 21 Jahre, und die Welt hat keinen Reiz mehr für mich». Als reifer Mann meinte er daher später einmal: «Wir könnten den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu nehmen suchte!»

Geschult an den *Haller*schen Untersuchungen über die psychophysischen Wechselwirkungen untersuchte er nun an einem praktischen Fall ihre möglichen Konsequenzen. «Pietistische Schwärmerei», meinte er, «legte den Grund zum ganzen nachfolgenden Übel», wobei aber eben auch noch die vegetative Stigmatisation *Grammonts* als einer «allzu genauen Sympathie zwischen Unterleib und Seele» hinzukam, die *Schiller* wieder von sich selber kannte, hier aber objektiv erfassen und sich so von ihrem Bann befreien konnte. Diese schon oben zitierte «Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten Gelehrten» erinnert übrigens an *Kants* «Grillenkrankheit» der Philosophen, deren häufige Magenbeschwerden ja schon *Celsus* hervorhob. Auch *Zimmermann* machte sich darüber Gedanken und suchte sich dabei von den bisherigen humoralpathologischen Vorstellungen zu befreien, indem er im Anschluß an *Hoffmanns* Fasertheorie für die Gelehrtenhypochondrie eine durch Überarbeitung bedingte «Hirnfaserverhärtung» annahm. *Schiller* dagegen will hier nicht weiter erklären, sondern verfolgt bei *Grammont* einfach rein empirisch-klinisch die schrittweise zunehmende Konversion des seelischen Konflikts ins Körperliche. «Mit der Unordnung der Begriffe verband sich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht, zu bestimmen, ob noch ein organischer Fehler im Unterleib zugrunde liegt). Es folgten Fehler in Verdauungsgeschäften, Mattigkeit und Kopfschmerzen, welche, so wie sie die Wirkungen eines zerrütteten Seelenzustandes waren, hinwiederum diesen Zustand rückwärts verschlimmerten.» Mit jedem Bericht rückt *Schiller* noch mehr von der Diagnose der Professoren ab und findet sogar, manche Störungen seien geradezu «iatrogene» Folgen der somatischen Therapie mit Brechweinstein! Schließlich zitierte er einige Sätze *Grammonts,* der glaube, in der Akademie nicht genesen zu können und auf die weitere Ausbildung gerne verzichten wolle, denn «als Tagelöhner und Bettler würde er noch immer vergnügter sein als hier, da er dann frei sei», ein Satz, den *Schiller* wieder in den «Räubern» *Karl Moor* in den Mund legte. Mit diesem Bericht geriet nun *Schiller* aber selber in den Verdacht, die Fluchtgedanken *Grammonts* zu unterstützen, und man gab eine zweite Krankenwache hinzu. *Schiller* rechtfertigte sich aber in einem langen Schreiben an den Intendanten *v. Seeger* mit der nicht nur klugen, sondern auch medizinisch wertvollen Bemerkung: «Das Vertrauen eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese Generalregel war auch die Richtschnur unserer Behandlung. Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen Kranke darniederschlagen, aber sie wird sie gewiß niemals kurieren». Damit er-

klärte er die Aussprache zum Hauptmittel der Psychotherapie und folgte darin *Stahl,* der ja überhaupt die psychotherapeutische Methode erneuert hatte. Andererseits ging er mit der Ablehnung jeglicher «Intimidation» sogar über die spätern stahlianischen «Psychiker» *Langermann, Ideler* u. a. hinaus, nach welchen ungehemmte Leidenschaften ins Uferlose wachsen würden. Psychologisch von *Schiller* gut beobachtet war übrigens, daß *Grammonts* Depression z. B. auf Naturschönheiten zunächst positiv, dann aber (durch Kontrastwirkung) negativ ansprach. Wie erwähnt, ernteten aber *Schillers* Psychotherapieversuche bei den Vorgesetzten nur geringes Verständnis, ja sogar Undank.

Als dann schließlich die Professoren aus rein «somatischen» Erwägungen heraus eine Kur in Bad *Teinach* vorschlugen, waren natürlich *Grammont* und *Schiller* mehr als einverstanden, bedeutete dies doch die Entfernung aus der Akademie. So schrieb denn *Schiller* im letzten Bericht von *Grammont*: «Am Tage der Abreise nach *Teinach,* auf die er sich freute, sah er weit gesünder aus als jemals, und es läßt sich alles von dieser moralischen und physischen Heilanstalt erwarten, da ihn schon die entfernte Vorstellung davon halb genesen macht». Damit war ja auch *Schillers* Diagnose ex juvantibus bewiesen! *Bodamer* allerdings nimmt in seiner Studie bei *Grammont* nicht nur eine reaktive, sondern doch auch eine gewisse «zyklothyme» Depression an, doch genas dieser nach dem Anstaltsaustritt so rasch und vollständig, daß er in Straßburg weiterstudieren konnte und später Professor der französischen Sprache in Stuttgart wurde.

VII. Schiller als Regimentsarzt

Mit der PROMOTION am 14. Dezember 1780, wo *Streicher* zum ersten Mal durch *Schillers* kühnes Auftreten von diesem beeindruckt wurde, konnte also *Schiller* auch sein Studium beenden, doch erhielt er statt der versprochenen glänzenden Versorgung nur die Stelle eines Feldschers beim Regiment *Augé,* das aus 240 vorwiegend invaliden Grenadieren bestand, die ihm daher viel zu schaffen machten, — und dies bei einer Monatsentlöhnung von 18 Gulden! Damit war *Schiller* genau so weit gekommen, wie sein Vater ohne Studium. Dieser reichte daher ein Gesuch an den Herzog ein, seinem Sohn Zivilkleidung zu gestatten, um ihm so eine zusätzliche Privatpraxis zu ermöglichen, ein Gesuch, das glatt abgeschlagen wurde, zumal *Schiller* sein Tentamen practicum noch nicht bestanden, und die

Familie den Revers unterschrieben hatte, nach unentgeltlicher Ausbildung habe der Zögling im herzoglichen Dienst zu bleiben.

Aus *Scharffensteins* Schilderung wissen wir auch, wie unmöglich *Schiller* in dieser lächerlichen, nach dem alten preußischen Schnitt gehaltenen Feldscheruniform «ohne Porte d'epée» ausgesehen haben muß, zu welcher ein viel zu kleiner Hut, Zopf und Gipsrollen und dicke Filzgamaschen gehörten, die die Unterschenkel breiter als die Oberschenkel erscheinen ließen. Trotzdem soll *Schiller* die Straßen *Stuttgarts* hinabgewandelt sein, «als ob er der Herzog selber wäre»!

Dazu kam nun noch jener 14tägige Zimmerarrest wegen *Schillers* heimlichen Reisen an die *Mannheimer* «Räuber»-Aufführungen. Auch soll er das militärische Rapportwesen damals mehr und mehr vernachlässigt haben, kaufte sich in jenen Jahren nur ein einziges medizinisches Buch, den «Apothekeralmanach 1781» und zeichnete sich als Arzt nach *Körners* Bericht überhaupt «mehr durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Maße durch Glück» aus. Da nun «*Hippokrates*», wie hier *Reclam* launig bemerkt, «das Glück der Ärzte für gleichbedeutend mit deren Geschicklichkeit erklärt hat», scheint es wirklich um *Schillers* ärztliches Können nicht besonders gut bestellt gewesen zu sein, zumal er sich ängstlich an die damalige Praxis hielt, die ähnlich der spätern Homöopathie auf eine «Steigerung des Krankheitsprozesses» abzielte und daher z. B. bei der Ruhr Abführmittel gab. Auch *Abel* meinte, *Schiller* habe als Arzt deshalb wenig Glück gehabt, weil er teils seiner neuen Theorie (wohl *Stolls* rigoroser «Evakuationstherapie» mittels Emetica, da das einzige, von *Schiller* erhaltene Rezept auf «Brechwasser» lautet!) zuviel vertraue, teils zu starke Portionen verschreibe. Immerhin soll er durch eine «Roßkur» mittels Tinkturen, die nicht einmal aus einem «geraumen» Glas ausfließen wollten, einigen an Typhus erkrankten Grenadieren das Leben gerettet haben. Doch ließ darnach sein Vorgesetzter und Freund *Elwert* seine Rezepte, und aus Diskretionsgründen auch diejenigen der übrigen Regimentsärzte stets vor der Ausführung revidieren, zumal *Schiller* einmal oleum chamomillae coctum mit dem viel stärkern ol. cham. aethereum verwechselte. Auf der andern Seite muß aber *Schiller* doch etwas vom «ärztlichen Blick» gewußt haben, wenn er einmal meinte, durch die Routine verlören die Berufsschauspieler den unmittelbaren Gefühlsausdruck ebenso leicht, wie «die stark okkupierten Praktiker das Indizium für die Krankheit!»

Jedenfalls hatte *Schiller*, wie auch *Scharffenstein* bezeugt, «sein Fach anfangs mit Ernst und nicht etwa nur als Nebenfach betrieben». Er wollte eben «auch hier Kraftstücke liefern, und da sie versagten, war er nun am

ganzen Fach degoutiert», dem er sich ja überhaupt ursprünglich mehr aus theoretischen Gründen zugewandt hatte. Er schätzte die Medizin eben nicht als eine bloße «Brodwissenschaft», sondern als «philosophische Lehre» und trug sich noch einige Zeit mit dem Gedanken, «Professor der Physiologie» zu werden. Vermutlich wäre dann auch er ein ausgesprochener «Systematiker», und zwar wie *v. Hoven*, vermutlich «Brownianer» geworden. Mehr und mehr ging aber nun der Dichter mit ihm durch. So pflegte er sich bei Krankenvisiten, statt die Patienten zu beobachten und zu untersuchen, laut deklamierend an den Bettrand zu setzen, so daß sich die Kranken, entsetzt, einem Wahnsinnigen ausgeliefert glaubten. Als nun die Akademie 1782 von Kaiser *Joseph II.* zur Universität erhoben wurde, sollte er mit seinen Altersgenossen zur Erwerbung des eigentlichen Doktorgrades und der Praxisbewilligung noch eine 4. Dissertation einreichen und ein Tentaculum practicum ablegen. Ferner sollten die Kandidaten in *Straßburg* die geburtshülfliche Ausbildung nachholen. Dabei herrschte damals in *Ludwigsburg* und *Stuttgart,* wo die Professoren ihrerseits praktizierten, eine bedenkliche ärztliche Plethora, vor der ihn auch *v. Hoven* warnte.

In der «Leichenphantasie» auf den Tod seines Freundes *Weckerlin* (1782), dem er einst ins Stammbuch geschrieben hatte: «Auf ewig bleibt mit Dir vereint, der Arzt, der Dichter und Dein Freund!» und in einem Pamphlet gegen *Steudlin,* der in seinem «Schwäbischen Musenalmanach» ein Lobgedicht auf *Haller* veröffentlicht hatte und dafür von Bern glänzend belohnt worden war, finden wir nun bitterste Ironie seiner ärztlichen Sendung gegenüber: «Meinem Prinzipal, dem Tod zugeschrieben»: «Einverleibt dem äskulapischen Orden habe ich ewige Fehde der Erbfeindin Natur geschworen, ... die *Stahl*sche Seele zu belagern mit Medikamenten Heereskraft» usw. Ähnlich sarkastisch lautete es in einer seiner anonymen Selbstrezensionen der «Räuber»: «Der Verfasser soll Regimentsarzt sein» und die Bestimmung zu diesem Beruf mache dem Scharfsinn seines Landesherrn alle Ehre, denn «da er wohl ebenso starke Dosen in Emeticis wie in Aestheticis liebt, so möchte ich ihm eher 10 Pferde als meine Frau zur Kur geben!» Auch in den Gedichten: «Der hypochondrische Pluto», der «Venuswagen», die «Pest», «Kastraten und Männer» usw. finden wir solche Sarkasmen. (So handelt das erste der drei genannten Gedichte von einer «Verstopfung» *Plutos,* an der ein gelehrter Zopf und ein modischer Charlatan ihre Künste vergeblich versuchen, bis der Praktikus mit seinem gesunden Menschenverstand den Nagel auf den Kopf trifft: «Man gebe ihm ein Weibchen!») Ebenso ironisch sind manche anonymen Bei-

träge aus *Schillers* Feder über medizinische Themen in den «NACHRICHTEN ZUM NUTZEN UND VERGNÜGEN», und in den «RÄUBERN» meint *Spiegelberg,* wenn er Arzt geworden wäre, hätte er sicher ein Spezifikum gegen den Tripper (später: ein Kropfpulver) gefunden!

Durch eine gewisse Ironie des Schicksals war es dann übrigens gerade ein Arzt, Dr. *Amstein* in *Zizers,* der *Schiller* den letzten Anstoß gab, seine medizinische Laufbahn ganz abzubrechen. In der von ihm gegründeten Zeitschrift «Der Sammler» veröffentlichte *Amstein* ein geharnischtes Pamphlet «wider einen ausländischen Komödienschreiber», der in den «Räubern» von *Graubünden* als einem «Athen der heutigen Gauner» zu sprechen gewagt hatte. Vermutlich wollte aber *Schiller* damit nur ein kindliches Ressentiment gegenüber einem bündnerischen Akademiewärter (*Corai* oder *Kuppli?*) abreagieren, der ihn «Schweinepelz» zu nennen pflegte. Über eine Hamburger Zeitung gelangte die Angelegenheit schließlich zum Herzog, der nun *Schiller* bei Kassationsdrohung alles außermedizinische Schreiben verbot. Darin lag zugleich ein Werturteil des Herzogs über die Dichtung im allgemeinen, die er eben nur als höfische Zierkunst akzeptierte und dementsprechend gering einschätzte. Damit wurde die Flucht, die *Schillers* weitere Laufbahn bestimmte, unumgänglich, wollte dieser nicht dem tragischen Schicksal *Schubarts* entgegengehen, das er aus eigener Anschauung kannte, da er ihn als «Dr. Fischer» einmal heimlich besucht hatte. Als «Dr. Ritter» floh er nun bekanntlich mit *Streicher* während eines Hoffestes beim Besuch des späteren Zaren *Paul* nach *Mannheim* und dann auf das *Wolzogensche Gut in Bauerbach,* nachdem der Herzog seine Kompromißvorschläge nicht einmal beantwortet hatte. Hier praktizierte er einige Zeit als «Dr. Ritter» und schrieb noch 1785 an *Körner:* «Ich scheide meine Zeit in drei Teile, einer gehört dem Dichter, einer dem Arzt und der dritte dem Menschen». Auch in Briefen an *Dalberg* und *Petersen* erwähnte er noch eine mögliche Etablierung in *Mannheim* oder *Heidelberg,* und versprach auch im Werbebrief an *Margarete Schwan* (1785), wieder zu seinem Brotberuf zurückzukehren, um die gemeinsame Zukunft zu sichern. Wenn er aber (1784) an *Petersen* schrieb: «Schon lange zieht mich mein Herz zur Medizin zurück», so war dies doch wohl übertrieben, den gerade innerlich hatte er schon längst von seinem ärztlichen, ihm eben ursprünglich doch vom Herzog aufgezwungenen Beruf Abschied genommen. Später behandelte er dann nur noch seine Mutter brieflich wegen ihres Magenleidens, allerdings mit so wenig Erfolg, daß sein Vater ihm darob Vorwürfe machte und ihm sogar seine eigene Kränklichkeit seit der *Mannheimer* Malaria vorhielt.

VIII. Schillers Krankheit und Tod

1782 war in *Mannheim* infolge eines heißen Sommers und der stagnierenden Wasser im Stadtgraben nicht nur Malaria, sondern zugleich noch eine «rußische Grippe» ausgebrochen, die auch *Schiller* erfaßte. Als *Schiller* sah, daß Regisseur *Meyer* unter der Kur des Theaterarztes (und spätern Sozialhygienikers) *Mai* starb, fing er an, sich selbst zu behandeln. Er diagnostizierte sein dreitägiges Wechselfieber als «gallige Seuche», also als «Faulfieber» und nahm, wie er's von *Stoll* u. a. gelernt hatte, Brechmittel und Chinin in großen Mengen und verschrieb sich eine für seinen geschwächten Zustand verheerende fleischlose Diät: «Schon 14 Tage habe ich weder Fleisch, noch Fleischbrühe genossen. Wassersuppe heut' und Wassersuppe morgen, allenfalls gelbe Rüben und saure Kartoffeln. Fieberrinde ess' ich wie Brot, und ich habe sie mir eigens von Frankfurt verschrieben». Daher meinte sein Verleger *Schwan*: «Sind Sie denn Mediziner und wollen sich mit Gewalt ruinieren?» Wie erwähnt, war *Schiller* wohl konstitutionell eher Astheniker, und schon als Kind nach den Aussagen seiner Mutter etwas «schwach auf der Brust». Bei der Aufnahme in die Akademie beschrieb ihn Dr. *Storr* als hochgeschossenen Jungen «mit aufgebrochenem Kopf (Skrofulose?) und etwas verfrörten Füßen, sonst aber gesund». Die vielen Krankenzimmeraufenthalte während der Akademiezeit beruhten aber z. T. nur darauf, daß *Schiller* dort dank besserer Beleuchtung und Stille eher zum Lesen und Schreiben kam. Besonders die «katharrhalischen Fieber» von 1787 und vor allem vom Mai 1791, wo von Hämoptoë und «Krisen an den ungraden Tagen» (7., 9., 17.) die Rede ist, hinterließen ein häufiges Bruststechen mit Atemnot, sowie als malum domesticum «eine dumme Geschichte im Unterleib», Blähungen, Krampfanfälle und einen ständigen Wechsel zwischen Verstopfung und Durchfall, den *Schiller* schließlich nur noch symptomatisch mit Klystieren, Aderlässen, Opium und «Naphtha» (*Hoffmannstropfen*) behandelte und wovon er einmal an *Voß* schrieb: «Die verwünschten Verstopfungen rauben mir jährlich zwei Trauerspiele». Nach 1791 meinte er sogar, es handle sich nun nur noch darum, «das Erhaltenswerte aus dem Brande zu flüchten». «Ob nun», meinte er ein andermal, «nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumspazieren, oder ob nach der neuen die verhältnismäßig schwächern Teile in Desavantage sind, genug, bei mir hinkt es bald hier, bald dort!» *Schiller* ließ sich, wie *Goethe*, bald von *Hufeland*, bald von *Stark* behandeln und wurde wahrscheinlich auch von deren Theorien beeinflußt, wobei nun eben der erste (wie *Broussais*) viel von

pathologischen «Sympathien» zwischen den Organen hielt, während der zweite in der Krankheit einen parasitären «Afterorganismus» sehen wollte. Jedenfalls fügte sich *Schiller* geduldig in die Anordnungen seiner Arztfreunde bis zu den lästigen Kräuterbädern und Champagnertrünken, mit denen man den Sterbenden zurückhalten wollte. Erst 46jährig starb *Schiller*, nachdem er, wie erwähnt, das sonderbare Sistieren der Brustschmerzen beobachtet und wohl auch die entsprechenden Schlüsse daraus gezogen hatte. Als letztes verlangte er beim Einsetzen der terminalen Herzkrise noch «Naphtha».

Vielleicht wäre *Schiller* älter geworden, wenn er sich anfangs nicht selber behandelt hätte, doch kann auch umgekehrt angenommen werden, daß die medizinisch geschärfte Selbstbeobachtung den fatalen Ausgang verzögerte. Jedenfalls nutzte er die psychosomatischen Einsichten auch sich selber gegenüber aus, wenn *W. v. Humboldt* z. B. mit Achtung davon sprach, wie *Schiller* «seine Krankheit im Körper verschlossen hielt» und trotz ihrer stets aufgeräumt blieb. «Er pflegte sogar zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Übel arbeite. Die heftigsten Anfälle seines körperlichen Übels schienen eher Erholung als Anstrengung für ihn zu sein», was an jenen oben erwähnten relativen Antagonismus zwischen «Konversion» und «Inversion», oder auch an die von *Carus* bei *Goethe* beobachtete «gesunde Krankheit» erinnert!

Schillers Krankheit hat bekanntlich zu langen Kontroversen Anlaß gegeben. Während *Schillers* Arzt, Dr. *Stark*, die Diagnose «Lungensucht» dem Patienten dauernd auszureden suchte und nur von einem Unterleibsleiden wissen wollte, nahm man später auf Grund des Sektionsbefundes mit *Hecker* u. a. doch eine bereits 1787 einsetzende Lungentuberkulose an, die nach *Ebstein* zu einer sekundären Darmtuberkulose geführt haben soll, was jenes «Unterleibsleiden» erkläre. *Langhans* nahm hier zudem noch Nierenkoliken an. Schon *Hoffmeister* verwechselte übrigens bei *Schillers* Lungenleiden die rechte und die linke Seite. Der ursprüngliche Sektionsbericht von Dr. *Huschke* sprach von einer totalen «brandig-fauligen» Vereiterung der rechten (nicht der linken) Lunge, während die linke nur durch Eiterpunkte «marmoriert» gewesen sei. Anstelle des Herzens fand man einen kleinen, schlaffen Beutel, die Gallenblase war aufgetrieben, die Nieren fast völlig zersetzt, und die Därme verwachsen, so daß sich Dr. *Huschke* wunderte, daß *Schiller* solange überleben konnte. Im Kirchenbuch wurde die letzte Krankheit und Todesursache vom Mai 1805 mit «Brustentzündung mit Nervenschlag», und in den *Weimarer* Zeitungen als «katharrhalisches Nervenfieber» angegeben.

Veil hat nun auf Grund einer Dissertation von *Ursula Heye* das ganze Problem einer Revision unterzogen. Darnach handelte es sich bei jenem besonders heftigen «katharrhalischen Fieber» vom Mai 1791 um eine typische kruppöse Pneumonie mit kritischer, aber unvollständiger Lösung an den «ungraden Tagen», d. h. es resultierte offenbar ein Empyem rechts, das später zu einem subphrenischen Abszeß führte, der nun wohl jene

ileusartigen Unterleibsbeschwerden durch Verwachsungen bedingte. Auch das letzte «katarrhalische Fieber» vom Mai 1805 sei eine kruppöse Pneumonie mit fatalem Ausgang gewesen. Allerdings wäre auch eine sekundäre Tuberkulose auf Grund des ursprünglichen Lungenabszesses oder Empyems u. E. nicht ohne weiteres ganz auszuschließen.

Schiller selber vermutete bei der Pneumonie 1791 zunächst «mehr Seitenstich als Lungenentzündung», sprach aber dann (in Briefen an *Stark* und *Körner*) richtigerweise von einer «unvollständigen Krise», die ein «Lungengeschwür» hinterlassen habe, das die Spannung der rechten Seite erkläre. Schließlich habe es durch Bersten zu einer «Schärfe» geführt, «die sich aufs Zwerchfell legte» und nun Asthma und Unterleibsbeschwerden verursache. Besser kann man eine «Pleuritis diaphragmatica» und einen «subphrenischen Abszeß» gar nicht beschreiben! *Schiller* versuchte dagegen zunächst neben Opium, Klystieren, Kampfer mit Moschus noch lokale Blasenpflaster, künstliche Geschwüre, Aderlässe am Fuß, Molkenkuren usw. Schließlich begab er sich zur Trinkkur nach *Karlsbad*, wobei er einmal heroisch 18 Becher nacheinander austrank. Bei «Lungensucht» wäre diese Kur nicht nur überhaupt kontraindiziert, sondern von fatalen Folgen gewesen. Bekanntlich wurde damals infolge einer Falschmeldung in Dänemark eine feierliche Totenehrung veranstaltet, die dann zu einer großen Spende an den Dichter führte. Im Winter 1804/05 erkrankte *Schiller* dreimalig an Brustkatarrhen. Nach einem Theaterbesuch am 1. Mai traten wieder typischer Schüttelfrost, Vernichtungsgefühl, blutiger Auswurf, Stechen links und Delirieren auf, was der für den abwesenden Dr. *Stark* einspringende Dr. *Huschke* als «gewöhnliches rheumatisches Seitenstichfieber» verkannte (zumal *Laënnecs* Stethoskop und *Auenbruggers* Perkussion noch unbekannt waren!). Bekanntlich erkranken nun gerade kräftige Naturen an rezidivierenden kruppösen Pneumonien. Tatsächlich beschrieb noch 1804 Frau *von Staël Schiller* als kräftige, imponierende Erscheinung, und auch die Totenmaske ist nicht diejenige eines Phthisikers. Schon Dr. med. *Mathilde v. Ludendorff* hatte übrigens in ihrem Buch: «Der ungesühnte Frevel» 1935 versucht, «die hundertjährige Legende vom schwindsüchtigen *Schiller*» zu zerstören, wobei sie z. B. auch die Diagnose Militartuberkulose ausschloß, da diese schleichender und deliranter, also mehr als «Nervenfieber» verlaufen wäre. Allerdings starb ja später *Schillers* Sohn *Ernst* an einer schleppenden Lungentuberkulose mit 45 Jahren, aber der sterbende Vater hatte nicht ihn, sondern das jüngste der Geschwister noch auf dem Totenbett geküßt und geherzt. Auch blieb *Schiller* bis zum letzten Atemzug bei völligem Bewußtsein. *Mathilde v. Ludendorff* zog aber nun daraus den sensationellen, offensichtlich politisch inspirierten Schluß, *Schiller* sei vom «freimaurerischen Illuminatenorden» vergiftet worden, eine Hypothese, die auf das schon 1913 erschienene Buch: «Die Wahrheit über Schillers Tod» eines gewissen *Hugo Meyer* alias *Ernst Hellwig* zurückgriff. Darnach hätten Dr. *Huschke* und Dr. *Herder*, der Hausarzt der Familie *v. Wolzogen* als Freimaurer *Schiller* unter Mitwissen *Goethes* vergiftet, was auch das hastige, nächtliche Begräbnis im bloßen öffentlichen «Kassengewölbe» erkläre. *Goethe* habe darüber an den König von Bayern geschrieben: «Daß *Schiller* so früh von dannen gegangen ist, kömmt auch uns zugute». Tatsächlich stand aber *Schiller* bekanntlich bis zum letzten Tag mit *Goethe* in engster Freundschaft, und die stille Bestattung wurde ausdrücklich von der Familie gewünscht. Die nächtliche Beerdigung wieder entsprach gewissen Zunftbräuchen. Noch *C. F. Meyer* benützte aber jene Version zu einem romantischen Versuch, betitelt «SCHILLERS BESTATTUNG»:

«Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch, ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht und kein Geleit
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's!»

Aber auch die Psychoanalyse mischte sich in die Kontroverse um *Schiller*s Krankheit. So deutete *Lange-Eichbaum* in seinem Buch «Genie, Irrsinn und Ruhm» 1943 *Schillers* Unterleibsleiden als «angstneurotische Krampfanfälle» infolge eines besonders heftigen Ödipuskomplexes, der sich erst mit dem Tode des Vaters zu lösen begonnen habe und z. B. auch die schwärmerische Liebe zur Schwester *Christophine* und seine dadurch unglückliche Ehe erkläre. *Madame de Staël* u. a. hatten aber stets gerade Schillers glücklichen, harmonischen Ehestand gerühmt! Jedenfalls, schließt *Lange-Eichbaum*, «war *Schiller* ein schwerer Neurotiker, wenn nicht Psychopath!»

Hier sei uns noch ein kurzer Vergleich mit *Goethes* Krankheitsgeschichte erlaubt, die ebenfalls von *Veil* vom Standpunkt des modernen Klinikers aus revidiert wurde. Bekanntlich wollte schon der Psychiater *Möbius* in *Goethes* Schaffen einen endogen-hypomanisch bedingten siebenjährigen Zyklus feststellen, wobei besonders erotische Ansprechbarkeit und dichterische Produktivität parallel gingen. *Veil*, *Grünthal* u. a. betonen nun neuerdings mehr den reaktiven Charakter der *Goethe*schen Produktionsschwankungen; es handle sich um Reaktionen auf glückliche und unglückliche Liebesbeziehungen, Schicksalsschläge und besonders auf körperliche Erkrankungen wie die (tuberkulöse) Hämoptoë 1768, die linksseitige Halsdrüsentuberkulose, die von *Reil* behandelten Nierenkoliken, die rezidivierenden Anginen mit ihren rheumatischen Folgeerscheinungen, Hypertonie mit Ösophagvarizenblutung und schließlich die terminale Angina pectoris. Konstitutionell-hypomanisch bedingt wäre also vielleicht weniger der scheinbare siebenjährige Rhythmus, den zwar noch *Kretschmer* erwähnt, als die labile Reaktionsweise, die *Goethe* z. B. auch unfähig machte, körperliche Übel mit Geduld zu ertragen. Schon der Mangel an Sonnenlicht gegen das Jahresende hin verstimmte ihn und hemmte seine dichterische Produktion. Er selbst konstatierte bei sich einen Leistungszyklus «von 6 oder 7 Tagen, worin ich die Beschäftigung verteilte; da konnte ich unglaublich viel leisten». Die starke Wetterfühligkeit führte ihn auch zu meteoropathologischen Studien: «So arbeite ich bei hohem Barometerstand viel leichter als bei tiefem». Auch hier also eine vegetative Labilität, wie wir sie schon bei *Schiller* als Vorbedingung der erhöhten dichterischen Erlebnis- und Ausdruckskraft fanden, aber mit mehr autonomer Rhythmik, was gewissermaßen einen stärkern vitalen Widerstand gegenüber der Umwelt bedeutet. *Schiller* bewunderte diese Eigenrhythmik *Goethes*. Während bei ihm selber «Philosoph und Dichter sich dauernd vermengten», schrieb er an *Goethe*: «Ihre eigene Art und Weise zwischen Reflexion und Produktion zu alternieren, ist wirklich beneidens- und bewundernswert. Beide Geschäfte trennen sich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide Geschäfte so rein ausgeführt werden». Jedenfalls lassen sich aus *Schillers* dichterischem Schaffen, wie auch aus seiner Krankheitsgeschichte weder entsprechende «Groß»- noch «Kleinrhythmen» herauslesen.

IX. Schillers Beitrag zur psychosomatischen Forschung

So blieben also bei *Schiller* zeitlebens Arzt und Dichter in ständiger fruchtbarer Wechselbeziehung, wie schon symbolisch jene gegenseitigen Zitate der Dissertationen und der «Räuber» anzeigten, und was ihm nun eben im Bereich des Psychosomatischen überraschende, gerade heute wieder aktuell gewordene Tiefblicke gestattete. Vor allem beschrieb er mit dem fast einzig aus der eigenen Empirie geschöpften Begriff der «MITTELKRAFT» das vegetative System und dessen engen Konnex zur Affektivität mit geradezu verblüffender Präzision und Vollständigkeit. Darin stand er zweifellos weit über der Einseitigkeit und Tatsachenfremdheit der damals blühenden «Systeme»; indem er mitten unter den verwirrenden Theoremen unbestechlich und eigenwillig nach der «Mittellinie der Wahrheit» forschte, berief er sich als Vorläufer des «Sturm und Drang» vorwiegend auf die persönliche Erfahrung, und als Schüler *Abels* und des Common sense-Pragmatismus einzig auf den gesunden Menschenverstand, der ihn an seiner Mittelkrafthypothese (selbst einer möglichen «Undenkbarkeit» derselben zum Trotz) festhalten ließ. Damit erscheint er uns heute als Vertreter des «offenen Denkens» außerordentlich modern. Als Schüler *Hallers* und *Boerhaaves* wie auch *Cullens* wagte er mit diesem seinem Hilfsbegriff, die leibseelische Grenze bis weit ins Physiologisch-Neuristische vorzutreiben, um aber auch hier eben noch immer eine unüberschreitbare Grenzlinie zu finden. Erst späteren Generationen sollte es vorbehalten bleiben, dieses scheinbar ontologische Problem als bloß psychologisch-erkenntnistheoretisches zu durchschauen (*Mach, Carnap, Poincaré, Schlick, Frank, Reiningers* «Identismus», *Alverdes*' «Aequivalenzprinzip»). In seiner «Funktionellen Pathologie» formuliert *v. Bergmann* den diesbezüglichen heutigen Standpunkt folgendermaßen: «Ist es nicht vielmehr so, daß ein psychophysisches Gesamtgeschehen, von welchem ein Teilvorgang in der Welt der Objekte erscheint, zugleich untrennbar in sich ein Geschehen in der Welt des Subjekts enthält, weil eben aus einer einzigen Welt Inhalte künstlich durch unser Erkennen als zwei getrennte Vorgänge konstruiert werden?»

Jedenfalls wurde *Schiller* unter dem Einfluß seines Medizinstudiums, der durch *Abel* vermittelten englischen Philosophie mit ihrer konzilianten Einstellung und vielleicht auch auf Grund jener eigenen, an der Karlsschule erworbenen Erfahrung, daß es im Leben nicht ohne Kompromisse geht, nie jener einseitige Theoretiker und «kantianische Idealist», für den ihn *Goethe* und seit *Kuno Fischer* die meisten Biographen halten wollten.

Als Arzt hatte er die untrennbare «psychosomatische» Einheit von Leib und Seele kennengelernt, und schrieb daher auch als Philosoph, daß «die wissenschaftliche Aufteilung der Seele, nirgends so gewaltsam durchgeführt wie bei *Kant,* die Ursache ist, daß auch die wirklichen Menschen in diese Teile zerrissen werden!» Auch als Dichter lernte er vom Arzt, die Menschen als «gemischte» Wesen zu betrachten und zu individualisieren. So behielt er auch in jenen damals ausbrechenden, weltanschaulich-leidenschaftlich geführten Disputen über die psycho-physischen Grenzfragen, wie sie besonders durch die modischen «Entdeckungen» *Soemmerrings, Galls, Lavaters* und *Mesmers* aufgeworfen wurden, eine bewundernswerte Unbefangenheit und Überlegenheit, während sich z. B. *Goethe* darüber mit *Reil* entzweite. [19] *Schiller* war aber auch nicht jener ausschließliche «naturwissenschaftliche Realist», als welchen ihn, wie erwähnt, anläßlich seines 100. Geburtstages *O. Müller* in *Petersburg* hinstellte, um in ihm den endgültigen Wendepunkt der Psychiatrie vom «Psychismus» zum «Somatismus» zu feiern. Deshalb konnte der hier gewissermaßen allzu exaktwissenschaftlich denkende *Virchow* von seinem «Zellularatomismus» aus keinerlei Verständnis für *Schillers* Vorahnungen der leibseelischen Wechselwirkungen aufbringen, Einsichten, denen dann erst die Tiefenpsychologie *Freuds* den Weg bahnen sollte.

Besonders die ursprünglich von der Psychoanalyse ausgehende, sich heute aber immer mehr davon distanzierende «PSYCHOSOMATISCHE MEDIZIN» hat dank der großen Fortschritte in der Erforschung des vegetativen Systems und im Bereich der Neurophysiologie überhaupt zu jener «Ganzheitsbetrachtung» in der Medizin geführt, die nun auch *Schillers* medizinische Arbeiten neu und objektiver bewerten läßt. Es scheint, daß *Schiller* tatsächlich zum ersten Mal den Versuch gewagt hat, das vegetative System in seinem engen Konnex zur Affektivität auf Grund reiner, größtenteils eigener Empirie darzustellen. Am meisten nähert er sich dabei, wie wir sahen, *Reils* physiologisch orientiertem Vitalismus, eine Richtung, die ihm schon sein Lehrer *Abel* mitgab. Philosophisch dagegen finden wir seine Ideen eher in *W. v. Humboldts* vermittelndem und umfassendem Humanismus und in dessen «ganzheitlichem», auf die Entfaltung der Gesamtpersönlichkeit dringendem Bildungsideal fortgesetzt. [20]

Schillers medizinische Laufbahn war zwar kurz, aber intensiv, und wenn er auch als praktischer Mediziner vielleicht wenig glücklich war, so wurde er doch, wie *Grammonts* Krankensgeschichte beweist, als Psychotherapeut erfolgreich. Auch als Dichter blieb er dauernd seiner ethischen Verantwortung bewußt, wie seine ästhetischen Schriften beweisen, eine Bindung, die er

beim Dichten oft geradezu als Fessel empfand. «Gewöhnlich übereilt mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte.» So schrieb also *Jean Paul* mit Recht: «*Herder* und *Schiller* wollten beide in der Jugend zu Wundärzten sich bilden. Aber das Schicksal sagte: Nein! Es gibt tiefere Wunden, als die Wunden des Leibes, heilt die tiefern! Und beide schrieben!» Insofern könnte man also beim hippokratischen Motto zu den «Räubern»: «Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer!» auch an das Feuer des Geistes denken! Diese apollinische Verbindung zwischen Medizin und Dichtung («Vatibus et medicis unus Apollo favet!») hat auch bei andern «Dichterärzten» wie *Haller, Kerner, Jung-Stilling,* und bei «Arztphilosophen» wie *Locke, Linné, Cabanis* u. a. befruchtend gewirkt. Auch zieht, wie wir sahen, die moderne Psychotherapie und Psychohygiene, ähnlich wie schon die pythagoräische Ethoslehre, mehr und mehr Dichtung und Musik als Adjuvantien zur Behandlung und Vorbeugung seelischer Zivilisationsschäden heran (*Roubakins* «Bibliotherapie», *Morenos*» «Psychodrama», *Altschulers* «Musiktherapie»). Insofern verlangt also die moderne «psychosomatische Medizin» auch vom Arzt eine umfassendere Bildung und einen entsprechend ganzheitlichen Einsatz, — ein hochgestecktes Ziel, das der Dichterarzt *Klaesi* einmal in die Worte gefaßt hat: «Das alles ist der Arzt: ein Wissenschafter, ein Krieger, ein Erbarmer, ein Erzieher, ein Priester und ein Künstler!» Wie der sensible Dichter und der Philosoph an der Dysharmonie, an den Ungereimtheiten dieser Welt leidet und sie, antizipierend und den Mitmenschen Mut machend zu einem harmonischen Ganzen umdichtet, so arbeitet auch der Arzt zeitlebens daran, die Unvollkommenheiten der Schöpfung auszugleichen oder wenigstens zu mildern, um auch auf diese Weise mehr Harmonie in unsere psychophysische Existenz zu bringen!

Anmerkungen

[1] Besonders *Boxberger* ging *Schillers* Beeinflussung durch *Hallers* Lyrik nach. So finden wir z. B. in der «Theosophie des Julius» *Hallers* Gedicht «Die Tugend» verwertet. Auch in der dritten Dissertation spielt *Schiller,* wie wir noch sehen werden, häufig an *Hallersche* Gedichte an. *Hallers* «Alpen» finden wir übrigens nicht, wie zu erwarten wäre, im «Tell», sondern in der «Braut von Messina» zitiert: «Auf den Bergen ist Freiheit!» In «Über naive und sentimentalische Dichtung» geht *Schiller* allerdings dann zur Kritik an *Haller* über: «Trotz Kraft und Tiefe und pathetischem Ernst überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt.»

[2] *Schillers* Vater soll einmal vergeblich die Leiche eines Erfrorenen zur Sektion herbeigeschafft haben. Man beschränkte sich auch in der Anatomie, abgesehen von vereinzelten Obduktionen im Krankenhaus, auf die Theorie!

[3] Die Akademie war ursprünglich aus einem Militärwaisenhaus hervorgegangen, das durch den bedenklichen Soldatenhandel des Herzogs nötig geworden war. Erst als diesen eine kaiserliche Untersuchung zu kontrollieren begann, wurde «aus dem Tyrann ein Schulmeister», wie *Schubart* schrieb (der seine Kritik an der herzoglichen Politik auf *Hohenasperg* büßen mußte).

Einigermaßen mildernd wirkte wohl auch der Einfluß von *Franziska von Hohenheim,* die der Herzog ihrem Gatten entführt hatte und für die er eine parallele «Pflanzschule», die «Ecole des demoiselles» errichtete. Abgesehen von der fast völligen Isolierung der Zöglinge von ihrer Familie, dem Mangel an Ferien, der Lektürebeschränkung usw. war aber das Leben an der Akademie ganz erträglich. Das Essen war gut und es wurde viel geturnt und gebadet, und allerlei Hoffeste sorgten für Abwechslung. Trotzdem kann wohl kein Zweifel darüber sein, auf wen jenes *Hutten*sche Motto der zweiten Räuberausgabe «In Tyrannos!» gemünzt war!

[4] Während in den übrigen «Philosophischen Briefen» *Raphael* z. T. mit *Scharffenstein,* z. T. mit *Körner* (dem Vater des Dichters) zu identifizieren ist, stellt er in der «Theosophie» zweifellos *Abel* dar. Traditionsgemäß spricht man bei der «Theosophie des Julius» von «Pantheismus». Tatsächlich bleibt sie aber durchaus im Rahmen des Aufklärungsdeismus, auch wenn z. B. *Raphael-Abel* im Sinne der Common sense-Philosophie die Wahrheit in der Religion *zwischen* den verschiedenen Religionen und Konfessionen sucht und daher in jeder einen Wahrheitskern findet. Diese versöhnliche, weitblickende, vermittelnde Einstellung *Abels* sollte ja dann *Schiller* ganz besonders beeinflussen. Wie im Leib-Seeleproblem, in der Ethik, so strebte er auch in der Ästhetik, wie wir sehen werden, stets nach der «Mittellinie der Wahrheit», denken wir z. B. auch an seinen Essay «ÜBER NAIVE UND SENTIMENTALISCHE DICHTUNG», wo er meint, daß «das Ideal der menschlichen Natur unter beide verteilt, von keiner erreicht» sei usw. Bekanntlich postuliert *Kuno Fischer,* daß die unvollendeten «Philosophischen Briefe» in eine schließliche Bekehrung von «Julius» - Schiller zum Kantianismus gemündet hätten, doch

schrieb *Schiller* nach dem letzten Brief (15. April 1788) an *Körner:* «Ich müßte mich sehr irren, wenn dein letzter Brief nicht eine entfernte Drohung mit dem *Kant* in sich faßt. Was gilt's, den bringst Du nach. Ich kenne den Wolf am Heulen». «Mit mir will es noch nicht so recht fort, in dieses Fach hineinzugehen». Besonders an seiner objektiveren Kunst- und Schönheitsauffassung hielt *Schiller,* wie wir noch sehen werden, unbedingt fest, was ihn auch auf ethischem Gebiet den angelsächsischen Eudämonismus *Kant* gegenüber verteidigen ließ: «Gerne dien' ich dem Freund, doch leider tu' ich's aus Neigung. Darum wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin!» So geht nach *Leibbrand* überhaupt «*Schillers* spätere antimetaphysische Gestimmtheit also nicht auf *Kant,* sondern auf *Abel* zurück».

[5] Dieses Abschwenken des Ethischen ins neutralere Gebiet der Ästhetik finden wir z. T. schon bei den englischen Moralphilosophen wie besonders bei *Shaftesbury.* Auch der «Sturm und Drang» verlangte eine Entfaltung aller individuellen Kräfte und Möglichkeiten, eine Forderung, die nun in schärfstem Kontrast zum militärischen Zwang der Akademie stand: «Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will!», was über das von *Schiller* gern zitierte *Rousseausche:* «Auf die Freiheit verzichten, heißt auf sein Menschtum verzichten» hinausgeht. Wenn nun «alle nach dem Zustand der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte streben», und dabei nach dem aufklärerischen Utilitarismus *Benthams* u. a. zugleich «das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl» gesucht werden soll, so ist also eine möglichst aggressionsfreie Kräfteentfaltung nur im Spiel, im Bereich der Ästhetik möglich. Hier geht *Schiller* auch über *Kant* hinaus, der, subjektiver, vom ästhetischen als einem Zustand sprach, wo der Mensch die Eindrücke der Sinnlichkeit frei auf sich wirken lasse. In der «Schaubühne als moralischer Anstalt» und besonders in den «Briefen über ästhetische Erziehung» sieht er die Zukunft der Menschheit überhaupt in einer ästhetischen Veredlung der Gefühle: Im «Spieltrieb» versöhnen sich «Stoff- und Formtrieb». «Im physischen Zustand erleidet der Mensch die Macht der Natur, von der ihn der ästhetische (als eigentlichste Aufgabe der Kultur) befreien soll, um sie im moralischen zu beherrschen», d. h. «Der Mensch lerne edler zu begehren, damit er nicht nötig habe, erhabener zu wollen!» In der Ästhetik, im Spiel zeigt nun eben das Genie seine stärkere Leidenschaft, eine höhere Kraftentfaltung. Freilich verstieg sich *Schiller* hier gelegentlich «kraftgenialisch», wenn er einmal meinte: «Der große Bösewicht hat keinen so großen Weg zum großen Rechtschaffenen, wie der kleine!» Auf der andern Seite will er in *Franz Moor* die rein rationalistische Ethik der Aufklärung ad absurdum führen, indem dieser eben aus reiner Reflexion, nicht etwa aus Leidenschaft zum Verbrecher wird. Übrigens hat auch die moderne Psychohygiene die große Bedeutung des Ästhetischen, des Spiels erfaßt, denn wie *Schiller* mit Recht sagt: «Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.» Im Spiel können z. B. auch zivilisatorisch bedingte Affektstauungen, wie etwa infolge der Arbeitsteilung und Spezialisierung brachliegende Funktionsbereitschaften, oder wieder nie restlos sublimierbare Aggressionstendenzen u. a. Primitivtriebe in sozial harmloser Weise abreagiert werden. Bekanntlich wies besonders *Freuds* Tochter *Anna* später auf die neuroseverhütende und -heilende «kathartische» Wirkung schon des Kinderspiels hin, eine psychotherapeutische Methode, die neuerdings *Moreno* als «Psychodrama» auch beim Erwachsenen zur Anwendung bringt. Damit nimmt er gewisse alte Tendenzen der pythagoräischen und aristotelischen «Ethoslehre» wieder auf (Tragödie als «Katharsis» durch «Mitleid und Furcht» usf.), die zu *Schillers* Zeiten vom *Marquis de Sade* (nach *Esquirol* allerdings

nicht mit ganz lautern Absichten) propagiert wurden. Aber auch *Reil* empfahl 1803 in seinen «Rhapsodien über die Anwendung psychischer Curmethoden auf Geisteszerrüttungen» die Errichtung spezieller Patiententheater in den Irrenanstalten, um z. B. durch die Darstellung dem Grabe entsteigender Toter oder vom Himmel herabschwebender Engel «heilsame Affekte» zu setzen.

[6] Das Ideal der «schönen Seele» geht bekanntlich letzten Endes auf den zwischen *Kant* und dem Sensualismus *Bonnets* u. a. vermittelnden Philosophen *Jacobi*, den Vater des «Somatikers» und «deutschen Esquirol» *K. M. Jacobi*, zurück. Auch mag *Schiller* neben *Abel* noch durch den *Kant*gegner *Schwab*, der an der *Karlsschule* Philosophiegeschichte lehrte, beeinflußt worden sein. So lesen wir denn z. B. in «ÜBER ANMUT UND WÜRDE»: «In einer schönen Seele harmonieren (die *Kant*schen Gegensätze) Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung». Da schon der Anblick der Vollkommenheit vollkommener mache (allerdings eine durchaus idealistische Vorstellung), suchen wir schon aus Egoismus auch unsere Umgebung mitzuveredeln. So kann eben auch die Schaubühne ethische Wirkungen haben. Das Phänomen der Liebe, der Sympathie endlich wird von *Schiller*, wie in der «THEOSOPHIE DES JULIUS», entweder rationalistisch-utilitaristisch gedeutet («Wenn ich liebe, werde ich um das reicher, was ich liebe»), oder dann psychologisch als «glückliche Verwechslung seiner selbst mit dem andern» erklärt, — ein echt aufklärerischer Versuch, einen rationalen Zugang zum irrationalen Kollektivgefühl zu finden. Im Grunde stellt ferner die wiederum von *Bentham* inspirierte Maxime: «Der einzelne ist umso glücklicher, je mehr er sein Glück in demjenigen der Gesellschaft sucht und findet» nichts anderes als das «Positiv» zum «Negativ» des *Kant*schen «kategorischen Imperativs» dar. Die Ansätze zu diesem «ethischen Hedonismus» finden wir schon in *Schillers* Geburtstagsrede für *Franziska von Hohenheim* 1780: «DIE TUGEND IN IHREN FOLGEN BETRACHTET», wo er bereits von *Shaftesbury*, *Ferguson* u. a. englischen Moralphilosophen ausgeht, die er im Gegensatz zu den allzu extremen Rationalisten *Voltaire* und *Lamettrie* als «die größten Weisen des Jahrhunderts» bewundert.

[7] Schon bei *Haller* finden wir den Begriff eines «Mittelwesens» («medium quid inter corpus et animam»), der z. B. auch in *Haugs* «Schwäbischem Magazin» 1779 in einem Aufsatz über «Allgemeine diätetische Betrachtungen von den Leidenschaften» als damals ziemlich geläufig vorkommt. Auch identifizierten schon *Hoffmann* und *Platner* dieses Mittelwesen mit *Hallers* Nervengeist. *Schiller* spricht hier aber dynamischer von einer «Kraft», so wie er z. B. *Hallers* tutamina mit «mechanischen Schutzkräften» übersetzt. Damit werden wir vor allem an *Stahl*, aber auch schon an gewisse Vorläufer wie an *Helmonts* Archaeus insitus (neben dem Archaeus influus) und *Glissons* robur vitale und insitum (neben dem robur animale) erinnert, die die aristotelische Dreischichtenseele physiologisch auszudrücken suchten. Schon *Galen* lokalisierte bekanntlich die vernünftige Seele im Hirn, die auch den Tieren zugestandene animale (Empfindung und Bewegung) im Herzen, und die selbst bei den Pflanzen angetroffene vegetative (Ernährung und Fortpflanzung) in der Leber, während das (von der *Stoa* übernommene) Pneuma dazwischen vermittle. Ähnlich wie schon *Haller* zur Deutung der Muskelirritabilität und Nervensensibilität z. T. auf *Glissons* robur vitale insitum zurückgriff, schreibt nun auch *Schiller* die «thierischen Verrichtungen» der Bewegung und des Gefühls dieser «Mittelkraft» zu. Während allerdings *Schiller* dabei von jeder engern Lokalisation und Zentrenvorstellung absieht, nahm *Haller* bekanntlich eine zentrale Schalt-

stelle zwischen Empfindung und Bewegung im Hirnmark, speziell im «Hirnknoten», im Pons an, wo eben die meisten Nerven münden und wieder entspringen würden (§ 420 der «Elementa»). Mit *Haller* und *Schiller* blieben im Grunde auch *Hoffmann* und selbst *Stahl* vorwiegend «neuristisch»-physiologisch eingestellt, wenn sie als Hauptlebensäußerung die Bewegung betonten. Bei *Hoffmann* sollte das mit dem Weltäther (dank der von *Pacchioni* behaupteten Durabewegungen) kommunizierende Nervenfluidum die Bewegung der letzten Körperbausteine, der Fibern im Sinne von Spasmus oder Atonie regulieren, ein Rückgriff auf die Ansichten der «Methodiker». Aber auch die *Stahlsche* Anima äußerte sich vorwiegend in der tonusregulierenden Bewegung. Das Fieber, örtlich begrenzt als Entzündung, stelle so nur eine erhöhte Tätigkeit der Anima dar. Aber auch die den «Systematikern» abholden klinischen Praktiker und Hippokratiker *Sydenham* und *Boerhaave* sahen im Krankheitsgeschehen noch vorwiegend eine «Bewegungsstörung» der Fasern und Säfte, denen also eine entsprechende, überwiegend physikalische Therapie zu begegnen hatte. Bei *Cullen* wurde dann die Lebenskraft noch neuristischer zur «Nervenkraft», indem die Irritabilität noch enger als bei *Haller* (als Folge) mit der Sensibilität verknüpft, und so der *Hall*sche «Reflexbogen» vorbereitet wurde. Ansätze dazu finden wir aber schon in *Hallers* Temperamentenlehre (§ 637 der «Elementa»), wo die Reizbarkeit zum Hauptkriterium der Konstitution erweitert wird. Nach *Cullen* erzeugt nun diese «Lebenskraft» bei zu starken oder zu schwachen Reizen Spasmus oder Atonie, und jede Krankheit wird insofern zur «Neurose» (ein Terminus, den *Cullen* erstmals einführte). Bei *Brown* trat dann der Reizbegriff noch mehr in den Vordergrund. Nur durch dauernde Umweltreize wird die Lebenskraft erhalten. Gesundheit ist also ein mittlerer Erregungszustand, während Krankheit als «Asthenie» durch zu geringe, als «Sthenie» durch zu starke Reize ausgelöst werden kann. Während nun der von *Stahl* inspirierte Vitalismus eher hippokratisch gewisse Selbstheilungstendenzen der Natur annahm, so daß eine der zeitgenössischen Polypragmasie gegenüber zurückhaltende, vorwiegend exspektativ-diätetische Therapie resultierte (wobei z. B. *Wolstein* selbst den Aderlaß als Schwächung des «Heilfiebers» ablehnte), verlangte der Brownismus ein aktiveres Eingreifen, das bei *Broussais* dann zu einem eigentlichen «Vampirismus» führen sollte. Mit *Hufeland* lehnte daher auch *Goethe* den modischen BROWNISMUS ab, mit dem er auch praktisch in Bad *Pyrmont* schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Aber auch auf dem Gebiet der Psychiatrie herrschte in der Aufklärung diese mechanistische Vorstellungsweise als Reaktion auf den Dämonismus des Mittelalters vor. Erst gewisse Ansätze bei *Stahl,* wie sein Rückgriff auf *van Helmonts* «idea morbosa», den «Irrtum der Seele über die körperlichen Verhältnisse» als Krankheitsursache und die daraus abgeleiteten Psychotherapieversuche, leiteten dann einmal zum Vitalismus der Schule von Montpellier (*Bordeu, Barthez*), *Gaubs, Reils,* und andererseits zu den romantischen «*Psychikern*» in der Psychiatrie (*Langermann, Ideler, Ringseis, Heinroth* u. a.) über. Auch die *Leibniz*sche Monadenlehre als einer Art idealistisch-vitalistischem Atomismus tendierte trotz ihres psychophysischen Parallelismus in dieser Richtung. Die die Ganzheit und Eigengesetzlichkeit des Organischen betonenden Begriffe der «Anima» und «Vis vitalis» (ein Ausdruck *Gaubs*, der 1774 von *C. Medicus* in seiner *Mannheimer* Akademierede erstmals mit «Lebenskraft» übersetzt wurde), erwiesen sich eben allgemein als bequemes Erklärungsprinzip! Die Romantiker übernahmen aus solchen Gründen vielfach sogar den sonst durchaus «neuristisch» konzipierten Reizbegriff *Browns*. Auch *Goethe* stand bekanntlich dieser ganzheitlich-organistischen Wirklichkeitsauffassung nahe, wobei er ihr

noch den der *Schellingschen* Naturphilosophie entlehnten Polaritätsbegriff beifügte. *Hufeland* wieder suchte von vitalistischen Gedankengängen aus den Sympathiebegriff und die Psychogenie im Krankheitsgeschehen zu begründen, während hier *Abels* Vorbilder *Zimmermann* und *Tissot*, wie schon *Haller* mehr zu physiologischen Erklärungen tendierten. Ebenso *Hufelands* Lehrer und Freund *Goethes*, *Reil*, der schließlich die Lebenskraft nur noch als eine Art Relationsbegriff auffaßte und auch in der Psychiatrie vorwiegend «Somatiker» blieb. Diese «physiologisierende» Tendenz verstärkte sich dann noch weiter bei seinem Schüler *Nasse*, sowie bei *Selle*, *Jacobi* und dem sonst naturphilosophisch eingestellten *Kieser*. Besonders *Nasse* und *Jacobi* begründeten schließlich, wie wir noch ausführen werden, mit der «Zeitschrift für psychische Ärzte» 1818 die «somatisch-psychische Heilkunde» als Vorläuferin der heutigen «Psychosomatik» (*v. Brunn*)!

Eine weitere, durch den Brownismus vorbereitete Richtung erhielt der Vitalismus durch *Mesmer*, der das Krankheitsgeschehen durch Verlust an «tierischem Magnetismus» zu erklären suchte und eine entsprechende Magnetotherapie empfahl, die dann von seinen Nachfolgern *Faria*, *Puységur*, *Braid*, *Charcot*, *Liébault* und *Bernheim* als Suggestions- und Hypnosetherapie durchschaut wurde. Von hier aus startete schließlich die «Psychoanalyse» *Breuers* und *Freuds*, die ihrerseits (besonders in Amerika) den Boden für die «psychosomatische Medizin» vorbereiten sollte.

Im Bereich der innern Medizin machte sich dagegen noch eine letzte Abzweigung des Vitalismus, die «Homöopathie» *Hahnemanns* bemerkbar, die als Krankheitsursache eine «Verstimmung» der Lebenskraft annahm, die man durch eine künstlich erzeugte homöopathische «Arzneikrankheit» umzustimmen habe, — eine gewisse Vorwegnahme der modernen «Reizkörpertherapie» und der physiologischen Erkenntnis der Paradoxwirkung kleinster Dosen im vegetativen System! *Hahnemanns* milde Dosierung kontrastierte zum «Brownismus» und wurde daher auch von *Hufeland* gefördert.

Dieser kurze Abriß der Aufklärungsmedizin erschien uns als unerlässlich, um *Schillers* Arbeit richtig einschätzen zu können. Mitten in diesen theoretischen Wirrnissen gelang es ihm, wie wir sehen werden, wenigstens über ein Teilgebiet dank der klaren *Haller*schen und *Abel*schen Begriffe, aber auch auf Grund eigener Erfahrung, konkrete Vorstellungen zu gewinnen, nämlich über das Problem der psychophysischen Wechselwirkungen. Wir werden allerdings sehen, daß dieser Versuch, die «Mittelkraft» von der Physiologie her zu begründen, damals noch am Mißverhältnis zwischen Aufgabe und Mitteln scheitern mußte, während die psychologische, mehr auf eigener Erfahrung fußende Begründung (der dritten Dissertation) dem hochgesteckten Ziele näher kam.

[8] Neben *Bonnet* versuchten besonders *Hartley* und *Priestley* (der Entdecker des Sauerstoffs) im Anschluß an *Newton* die Leib-Seelegrenze «neuristisch»-mechanistisch noch weiter vorzutreiben, indem sie Resonanzen der Denkfibern postulierten, wogegen *Haller* und mit ihm *Schiller* auf die Armut an elastischen Elementen gerade der Hirnsubstanz hinwiesen. *Haller* neigte daher, allerdings stets in vorsichtiger Frageform, selber zu hydrodynamischen Vorstellungen, die nun *Schiller*, noch kritischer, ebenfalls verwarf. Allerdings bleibt auch *Haller* in § 421 («Mutmaßungen über Art und Weise, nach welcher die Nerven wirken») und in § 602 und 617 seiner «Elementa» bei einem pietistischen «Ignoramus» stehen: man solle sich mit der Tatsache einer wechselseitigen großen Sympathie zwischen Körper und Seele, wie zwischen Objekt und Empfinden als einem Gesetz des Schöpfers bescheiden. An anderer Stelle meinte er: «Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, zu glücklich, wenn sich noch die äußere Schale weist», — ein

Bekenntnis zum Agnostizismus, das ihm *Goethe*, wie wir wissen, sehr verübelte. Übrigens war es später dann besonders *Mesmer*, der die «Resonanztheorie» wieder aufgriff, um damit seine magnetische, durch Glasharmonikaklänge unterstützte «Umstimmungstherapie» zu begründen.

[9] So geriet er auch, als er den «Clavigo» spielte, völlig außer Rand und Band, pflegte beim Dichten nach *Petersen* überhaupt «zu schnauben und zu stampfen», schnupfte leidenschaftlich Tabak, und in Ermangelung eines solchen selbst Staub, war ein ausgesprochener Nachtarbeiter, der seine Geister mit Wein wachzuhalten suchte usw. Schon in der Akademiezeit finden wir gelegentlich einen Strafzettel für verbotenes Kaffeetrinken mit einer Bediensteten und noch kurz vor seinem Tode bat er, tabaksüchtig, seinen Freund *Voss*, zu rauchen, um «den Geschmack der Gesundheit» einatmen zu können.

[9a] Auch in diesem Streit zwischen den «Epigenetikern» (*Wolff, Blumenbach* u. a.), welche die aristotelische Urzeugung vitalistisch erneuern wollten, und den mechanistisch eingestellten «Präformisten» (*Haller, Bonnet*) zeigte sich somit *Schiller* als Stahlianer. Dabei war *Haller* mit *Boerhaave* eher «Animalkulist», d. h. er faßte die Evolution als Entwicklung hauptsächlich aus dem Spermium auf, während *Bonnets* «Emboîtement» diejenige aus dem Ei betonte. *Bonnet* war also wie schon *Malpighi* eher «Ovulist». Wie eine Vorahnung darwinistischer Vorstellungen klingt es z. B. in *Hallers* «Über die Ewigkeit»: «Zuerst war ich ein Kraut, mir unbewußt, noch unreif zur Begier. Und lange war ich noch ein Tier, da ich ein Mensch schon heißen sollte.» Die moderne Vererbungslehre hat hier eine Art Synthese vollzogen: die Ontogenese wird eher präformistisch verstanden, während für die Phylogenese auch epigenetische Gesichtspunkte (Mutation usw.) gelten. Was *Cotugno* betrifft, so wagte er es als erster, die aristotelische Hörtheorie des «aer innatus» anzufechten. Als Schüler *Malpighis* hatte er das Innerohr «nicht ein- oder zweimal, sondern hundertemal» (non semel, aut bis, sed centies) durchforscht und dabei immer wieder einen flüssigen Inhalt angetroffen. Seine «feuchte» Hörtheorie mußte nur bezüglich der Kommunikationsverhältnisse später von *Scarpa* korrigiert werden und gilt also prinzipiell noch heute. Prof. *Klein* kannte diese revolutionierende Theorie vermutlich von der 1774 in Wien erschienenen deutschen Ausgabe her und ärgerte sich offenbar besonders über *Schillers* diesbezügliche Rückständigkeit. Er schrieb in seinem Rapport: «Ebenso redet er wider den fleißigen Cotunnium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohre er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Sektionen so deutlich gewiesen.»

[10] Während also die *Sydenham-Boerhaaven*sche Schule in der «Nosologie» engen Anschluß an die Krankenbetterfahrung, und mit *Platter, Bonnet, Pinel* u. a. auch an die Sektionsbefunde, an die pathologische Anatomie der Organe (*Morgagni*) und Gewebe (*Bichat*) suchte, wollte *Boissier des Sauvages*' «natürliches Krankheitssystem» *Linnés* Vorbild in der *Botanik* nachahmen. *Broussais*' «physiologische Medizin» wieder kombinierte den aristotelisch-*van Helmont*schen Sympathiebegriff mit *Browns* Reizbegriff und suchte sämtliche Affektionen aus solchen, vom menschlichen Urleiden, der «Gastroentérite» ausgehenden Sympathien abzuleiten. Als Militärarzt sah er eben viele Typhusfälle oder ließ sich durch die häufige postmortale Injektion im Magendarmtrakt täuschen. Die durch die romantische Philosophie und Dichtung *Schellings, Novalis*' u. a. inspirierte «naturphilosophische» und «naturhistorische Schule» *Kiesers, Starks* u. a. sah dagegen im Krankheitsgeschehen wieder paracelsisch den Kampf des Organismus mit einem parasitären «Afterorganismus», — vielleicht z. T. eine Ahnung der Infektionslehre.

Besonders Jena wurde zur Hochburg der romantischen Systematiker in der Medizin, während Göttingen, wo *Haller* und der angelsächsische Einfluß nachwirkte, zu derjenigen der Tatsachenforschung wurde. Bei *Schönlein,* der den von ihm entdeckten Favuspilz zunächst ebenfalls noch als sekundäre Ausscheidung beim «Grind» auffaßte, finden wir dann schließlich die endgültige Bekehrung der Naturphilosophie zur exakten Naturwissenschaft!

11 Im Grunde finden wir aber solche Vorstellungen schon bei *Hippokrates* und *Galen,* wo z. B. auch die Affekte über eine Alteration des Pneuma krankheitsauslösend wirken können. Auch *Sydenham* und *Haller* kannten, wie wir noch ausführen werden, den seelischen «Stress», doch lag der Schwerpunkt dieser hippokratischen Anschauungen bei der Konstitution und ihren Alterationen, was auch die auffällige Gleichsetzung somatischer und psychischer Faktoren erklärt, andererseits aber auch eine weitere Differenzierung der psychosomatischen Beziehungen und die Aufstellung umrissener Krankheitsbilder erschwerte (*v. Brunn*).

11a *Schiller* nimmt also in dieser Kontroverse zwischen den Stahlianern wie *Juncker* und der Wienerschule *de Haëns* u. a. den konservativen Standpunkt der letztern ein, der insbesondere für die Brustscirrhusbehandlung nur noch eine äußere Applikation von Belladonna und Cicuta (cigue = Schierling) erlaubte.

12 Erinnern wir uns hier an die klassische Definition *Sydenhams:* «Wenn mich Frauen wegen einer Krankheit konsultieren, deren Natur mir unklar ist, frage ich sie, ob das Leiden, worüber sie klagen, sie nicht hauptsächlich dann befällt, wenn sie Kummer haben. Wenn sie ja sagen, bin ich überzeugt, daß ihre Krankheit eine hysterische ist.» Besonders *Langermann* führte dann, wie wir noch sehen werden, im Bereich der Psychiatrie die exakte Trennung zwischen organischen und funktionellen Prozessen durch!

13 Allerdings handelt es sich, wie *Boxberger* betont, auffälligerweise mehr um Zitate aus *Hallers* Lyrik, während sich *Schiller* vom *Hallerschen* Physiologismus diesmal auch terminologisch, entsprechend der neuen Fragestellung, stärker zu emanzipieren versucht. Dadurch kommt die Selbsterfahrung besser zum Wort, weshalb *Schillers* Arbeit auch insofern wohltuend aus der übrigen, in scholastischer Terminologie befangenen zeitgenössischen Medizinal-Literatur heraussticht. Nach *Boxberger* zitiert also *Schiller* bereits eingangs mit dem Ausdruck «Körper als Kerker des Geistes», wie mit *Scaevolas* «Gewalt der Abstraktion» *Hallers* Gedicht: «Über die Falschheit menschlicher Tugend». Aus «Über die Ewigkeit» bringt er den Satz: «Das kindliche Denken steigt bloß bis zum Empfinden», und aus «Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben» stammt das Wort vom Menschen als «unselig Mittelding von Engeln und von Vieh». Ähnlich zitiert er *Hallers* Gedicht: «An Herrn Dr. *Gessner*» usw.

14 Hier wird noch deutlicher als in der ersten These, daß *Schiller* mit diesem «System des thierischen Lebens» genau das beschreibt, was wir heute «VEGETATIVES SYSTEM» nennen. Damit griff er gewissermaßen einer langen Entwicklung vor, die von *Stahl* über die Schule von Montpellier zu *Gaub, Reil, Blumenbach* usw. ging. Wie oben erwähnt, wurde der *Stahlsche* «Animismus» durch *Bordeu* zum physiologischeren «Vitalismus» umgebildet, der für jedes Organ, ja nach *Barthez* sogar für jede Faser eine vita propria annahm, die eine regulative «force de situation fixe» besitze, und welche man nun mit dem 1732 von *Winslow* erstmals beschriebenen «sympathischen Nervensystem» zusammenbrachte. Schon *Winslow* machte diese Nervengeflechte für die «Sympathien» zwi-

schen den Organen verantwortlich. Auch das Krankheitsgeschehen spielte sich daher nach *Bordeu* vor allem in diesem Bereich ab. Solche Gedankengänge kehrten dann durch *Reil, Baldinger, Hecker, Platners* «Briefe eines Arztes» (an *Zimmermann*), in *Gaubs* «pathologischer Physiologie», als *Blumenbachs* «Bildungstrieb», *Eisenmanns* Differenzierung in «sensitive und vegetative Lokal- und Allgemeinreaktionen» usw. nach Deutschland zurück. Zur anatomischen Unterbauung dieser Lehre hatte schon *Hallers* Entdekkung der vasomotorischen Nerven und der rami communicantes zwischen vegetativem und animalem Nervensystem, und *Bordeus* Nachweis sekretorischer Nerven beigetragen, so daß schließlich 1800 *Bichat* eine umfassende Systematisierung anbahnen konnte. Die «Selbständigkeit des sympathischen Nervensystems», die schon *Soemmerring* 1796 postuliert hatte, wurde dann 1842 von *Bidder* und *Volkmann* (entgegen *Valentin*) histologisch bewiesen, was alles schließlich zu *Langleys* moderner Konzeption vom «animalen und vegetativ-autonomen Nervensystem», zum auch die innere Sekretion einbeziehenden «vegetativen System» von *Kraus* und seiner weiteren Ausdifferenzierung durch *Eppinger* und *Hess* (Sympathikus-Parasympathikus), *W. R. Hess* (Ergotropie-Trophotropie), *Dale, Danielopolu* (Amphotonie) usw. führen sollte. *Karplus, Kreidl, Förster, Cannon, Head, Hoff* u. a. deckten schließlich den erwähnten engen Konnex zwischen Affektivität und vegetativem System auf, was dann die Hauptgrundlage für die 1935 von *Flanders Dunbar* inaugurierte «Psychosomatische Medizin» gab!

[15] Gegenüber dem auf *Descartes* zurückgehenden unbedingten Aufklärungsrationalismus bemerkt *Schiller* auch an anderer Stelle einmal ironisch: «Denk' ich, so bin ich, Wohl! Doch wer wird immer auch denken! Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht!» Mit *Haller* (§ 622) erinnert er dann daran, daß Kleinkinder bereits ihre innern Verrichtungen beherrschen, obgleich z. B. ihre Extremitäten ihrem Willen noch nicht gehorchen. Schon *Haller* gelangte dann (in § 620) zum Begriff der autonomen, reflektorischen Funktion, die er ausdrücklich «unbewußt» nannte (wie z. B. den Herzschlag, der «fast nur durch die Kraft des [Füllungs-] Reizes geleitet» werde). Insofern sei also der Körper sozusagen komplizierter, vollkommener als die Seele, aus welcher *Stahl* als bequeme Verlegenheitslösung jede Bewegung hervorgehen lassen wolle (§ 621). Während also bei *Stahls* Anima Bewußtes und Unbewußtes noch nicht eigentlich geschieden sind, finden wir bekanntlich bei *Leibniz* ein «perzeptives», und bei den Romantikern ein irrational-emotionelles Unbewußtes, das besonders *Carus* und *G. H. von Schubert* als «Nachtseite der Seele» beschrieben. Der Ausdruck «Unbewußtsein» soll übrigens auf den bereits erwähnten *Wolff*schüler *Platner* (1776) zurückgehen, dessen «Anthropologie» an der *Karlsschule* gelesen wurde, während die irrationale Fassung der Empfindung vom Aufklärungsästhetiker *Sulzer* stamme, den *Schiller* im Aufsatz über «die Schaubühne als moralische Anstalt» zitiert. Ähnliche Vorstellungen finden wir auch in der zweiten Dissertation *v. Hovens:* «Versuch über die Wichtigkeit der dunklen Vorstellungen in der Theorie der Empfindungen», wo auch Sätze stehen wie: «Die thierischen Empfindungen stehen mit den geistigen in genauestem Zusammenhang» u. dergl.

[16] *Haller* führt diesen «Ganzheits»-Gedanken in bezug auf die «große Sympathie zwischen Körper und Seele» im § 615 noch weiter aus: es resultiere «ein allgemeiner Totalgedanke, der von den Eigenschaften aller andern unterschieden ist, aber doch alle aufnimmt»!

[17] So meint *Schiller* in den «ÄSTHETISCHEN BRIEFEN»: «Alle Philosophie ist Antithesis, die Natur ist nur Synthese!», und in den «Xenien» in bezug auf den Gegensatz «Na-

turforscher-Transzendentalphilosophen»: «Feindschaft sei zwischen Euch! Noch kommt das Bündnis zu frühe. Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird einst die Wahrheit erkannt!»

Auch seine eigene ursprüngliche Antithese zu *Goethe* beruhte, wie er schließlich einsah, auf einer konstitutionell bedingten Verschiedenheit der Denk- und Anschauungsweise. Im Gegensatz zu *Goethes* «Eidese» neigte er selber, wie wir bereits ausführten, zu einer begrifflich-abstrakten Denkart, die den medizinischen Empirismus als Korrektur sehr gut brauchen konnte (*Neuburger*). So durchschaute er schließlich auch die Müssigkeit seiner Kontroverse mit *Goethe* über die Streitfrage, ob die Metamorphose als «Idee» nur eine spekulative Abstraktion, oder doch ein objektives Prinzip darstelle. Er erkannte auch die Gefahren des *Kantschen* und besonders des *Schellingschen* und *Fichteschen* «Idealismus» als eines «allgemeinen und unbezwingbaren Hangs zu teleologischen Urteilen, weshalb unsere Naturwissenschaften so langsame Fortschritte machen», dieses «voreilige Streben nach Harmonie und gewaltsame Usurpation der Denkkraft». So verachtete *Schiller* eben auch die damalige systematische Medizin als haltlose Spekulation, weshalb die medizinische Praxis in der groben Empirie stecken geblieben sei. *Goethe*, der seinerseits in *Straßburg* und *Jena* (bei *Loder*) einige Anatomiestudien betrieben hatte, stellte sich hier viel positiver ein: «Ein Arzt der heilen will, muß produktiv sein» indem «die Medizin den ganzen Menschen beschäftigt, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt»! Mit *Goethe* teilt *Schiller* indessen die allgemeine Hochachtung vor der naturwissenschaftlichen Forschung: «Wenn man überlegt, daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, so ist ein unsterblicher Name in der Wissenschaft etwas sehr Wünschenswertes». Auch fand jene die Freundschaft besiegelnde Begegnung beider Dichter bezeichnenderweise nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zu *Jena* 1794 statt, wobei sie die gemeinsame Abneigung gegen eine «allzu zerstückelnde Art, die Natur zu behandeln» (wie sie sie in der eben stattgefundenen Sitzung gehört hatten) zusammenbrachte.

18 Wie im Traum, sah dagegen *Haller* auch im Schlafphänomen noch einen vorwiegend pathologischen Vorgang, indem er die Ermüdung durch «Aufzehrung und Verflüchtigung der Lebensgeister» erklärte (§ 623).

19 *Soemmerrings Kant* gewidmete Schrift «Über das Organ der Seele» (1796) hatte damals ein letztes Mal die Seele als sensorium commune einheitlich zu lokalisieren versucht, und zwar (nach dem Vorgang des *Herophilus)* im Liquor der Hirnhöhlen. Mit *Kant* verübelte ihm aber *Goethe* eine solche grobe Verquickung von Physiologie und Philosophie und wandte sein Interesse mehr *Galls* anatomischen Lokalisationsversuchen seelischer Einzelfunktionen zu, so wie ja überhaupt sein anschauliches Denken (im Gegensatz zu *Schillers* Bevorzugung der Physiologie) eher der Anatomie zuneigte. Er verteidigte daher auch *Gall* und *Lavater* gegenüber *Reil* und rügte *Willemer*s diesbezügliche Farce: «Der Schädelkenner» als unfair. *Schiller* blieb in allen diesen Fällen von vornherein zurückhaltender und schrieb so schon 1795 an *A. v. Humboldt:* «*Goethe* wird *Soemmerring* in Frankfurt aufsuchen und mir von der feuchten Seele schreiben. Was für seltsame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!» So bewahrte er seinen gesunden Kritizismus natürlich auch dem medizinischen Obskurantentum eines *Cagliostro* gegenüber, das zur Kehrseite der allzu einseitig-rationalen Aufklärung gehörte. Bereits sein «*Geisterseher*» stellte eine entsprechende Reaktion dar, und 1781 schrieb er in den «Nachrichten zu Nutzen und Vergnügen» von *Cagliostro*

mit typisch schwäbischer Ironie: «Er heilte Graf *Campis* zu Tode. Er soll die wahre Chemie und Medizin der alten Ägypter herübergebracht haben. Nun wir wollen sehen, ob *Boerhaave, Krieger, Vogel, Margraff, Macques* durch diesen neuen *Paracelsus* unnötig werden»! Ebenso vorsichtig äußerte er sich in diesen «Nachrichten» auch etwa über neue galvanische Heilmethoden, über Verbesserung des Hebammenwesens, über gesunde Heiraten usw. Für *Haller*, dem er gerade auf psycho-physischem Gebiet viel Anregung verdankte, schlug er dagegen gelegentlich folgendes ehrende Epitaph vor: «Corpori leges, animo officia assignavit!», während eine spöttische, ebenfalls auf *Haller* gemünzte Stelle der «Xenien» (1796) («Ach wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen. Einige werden belohnt, aber die meisten verziehen!») vermutlich doch *Goethes* Feder entsprungen ist.

20 Ergänzend sei hier noch kurz die weitere Entwicklung der Psychophysiologie bis zur eigentlichen «Psychosomatik» skizziert. Wie schon *Reil*, der, wie erwähnt, die Gemeingefühle mit bestimmten Formationen im Nervengeflecht in Zusammenhang brachte, aus solchen Gründen affektiv erregende «psychische Curen» empfahl und diese der medizinischen und chirurgischen Therapie gleichstellte, finden wir auch bei *Nasse* und *Jacobi* als ausgesprochenen «Somatikern» eine auffallende Hochschätzung der Psychotherapie. Im Gegensatz zu den «Psychikern» *Heinroth, Ideler* u.a., die seelisches, z.T. aber auch körperliches Leiden auf rein psychische Einflüsse, nämlich auf den Mißbrauch des freien Willens oder auf «seelische Leidenschaften» zurückführen wollten, sahen die «Somatiker» hier eine Art Wechselwirkung. So schrieb *Nasse* in seiner Studie «Von der psychischen Beziehung des Herzens»: «Die Überlegung, was denn in der Beziehung zwischen Herz und Gefühl Ursache und was Wirkung sei, muß uns unstreitig zu der Anerkennung führen, daß hier eben kein anderes Verhältnis sei als das zwischen Seele und Leib überhaupt vorhandene, das Verhältnis der Wechselwirkung, wo, jenachdem die Veranlassung gegeben, bald die Bestimmung von dem einen, bald von dem andern ausgeht» (zitiert nach *v. Brunn*). Dabei betonten auch die Somatiker mehr die Abhängigkeit des Körperlichen vom Seelischen als umgekehrt, weshalb sie denn auch mit ihrer «Zeitschrift für psychische Ärzte» (1818) und der spätern «Zeitschrift für die Beurteilung und Heilung der krankhaften Seelenzustände» (1837) dank der darin propagierten «somatisch-psychischen Heilkunde» zu den eigentlichen Begründern der Psychosomatik wurden (*v. Brunn*). Bei *Griesinger* (1817—1868), dem Begründer der Hirnpathologie, der die Geisteskrankheiten als Gehirnkrankheiten identifizieren wollte, bricht dann der einseitige Somatismus der *Virchow*ära an, der in der Psychophysiologie zu einer Fortführung der materialistisch-monistischen Ideen eines *Cabanis* führte. Für *Moleschott, Büchner* und *Vogt* stellten die Gedanken «Hirnsekretionen» dar! *Griesingers* Schüler *Fritsch* und *Hitzig* förderten dann aber durch ihre Reizversuche am Hirn (1870), ähnlich wie *v. Monakow* mit seinen Abtragungsexperimenten eine exaktere Abgrenzung psychophysischer Bezirke, doch blieben z.B. *Beards* «Neurasthenie» (1879) und *Morels* Degenerationsbegriff noch rein somatisch. Auch *Kräpelins* klinische Empirie betonte den somatischen Faktor noch in auffälliger Weise. Dagegen gelangte die Hirnphysiologie schon bei *Baillarger* (1853) und *Hughlings Jackson* (1868) zu äußerst modernen Anschauungen («dynamische Zentrenlehre»), die dann über *Janet* und *Ribot* auch *Freud* beeinflussen sollten. Mit *Freud*, der also auf *Charcot*, die Schule von *Nancy, Janet* und das romantische Unbewußte aufbaute, gelangten nun die «Psychiker» zu einem erneuten Übergewicht über die «Somatiker», das bis heute noch nicht völlig überwunden ist, denken

wir an die Richtung von *v. Weizsäcker, Mitscherlich* und *Schultz-Hencke* in der «psychosomatischen Medizin» der Gegenwart.

Die Bedeutung, die *Freud* der Affektivität beimaß, weckte aber auch erneut das Interesse der Physiologen, die nun vom vegetativen System her den erwähnten engen Konnex zwischen Emotion und Vegetativum aufdeckten und so die Grundlage für eine exaktwissenschaftliche Psychosomatik schufen (*Cannon, Head, W. R. Heß, Küppers* u. a.). Die Frage «psychophysischer Parallelismus» oder leibseelische Wechselwirkung wurde durch den «Identismus» und die erwähnte *Ribot*sche Regel im Sinne eines «Sowohl-Als-Auch» beantwortet, indem neben der prinzipiellen Äquivalenz zwischen psychischer und physischer Reihe ein gewisser Antagonismus zwischen hormonal-affektiver und neural-motorischer Reizbeantwortung besteht (Konversion-Inversion). Im Sinne der dynamischen Zentrenlehre kann man auch sagen: je stärker der emotionale Streß, desto ausgesprochener die Regression von der psychischen, kortikalen auf die physisch-vegetative, subkortikale Reizbeantwortung (*Freeman, Delay, Kibler* u. a.). Die Neurose wäre also als «Schutzregression» anzusprechen, was auch ihre besondere, als «Flucht in die Krankheit», Dramatisierung, «Krankheitsgewinn» usw. final wirkende psychische Färbung erklärt. Während *Freud* also bei der Konversion noch ratlos von einem «rätselhaften Sprung», einer Irradiation gestauter seelischer Energie «in den falschen Weg körperlicher Innervation» und von den Konversionssymptomen als symbolisch getarnten infantilen Sexualwünschen sprach, wird heute das «Organneurotische» viel stärker betont. Die Neurosen lassen einfach die physiologischen Begleiterscheinungen der Affekte als «Organsprache», als «symbolisme physiologique» (*Parcheminey*) stärker hervortreten, wobei nach *Adler* also weniger die Konfliktart, als vielmehr konstitutionelle und dispositionelle «Organminderwertigkeiten» lokalisierend und symptombildend wirken.

Zur Situation der Gegenwart in der Psychosomatik ist zu sagen, daß sich heute eine amerikanische, vorwiegend psychoanalytisch orientierte Richtung (*Dunbar, Weiß, Alexander, French* u. a.) und eine russische, an den Brownismus, *Sechenows* und *Botkins* (1850) «Nervismus» und *Pawlows* und *Bechterews* «Reflexologie» anknüpfende Schule in einer Art «Kulturkampf» gegenüberstehen, hinter dem im Grunde der Kampf zweier Weltanschauungen steckt (*Völgyesi*). Die amerikanische, «psychobiologische» Schule *Adolf Meyers* dagegen, sowie die von der Konstitutions- und Hypnoseforschung ausgehende *Kretschmer*sche Richtung, der auch *Klaesi, I. H. Schultz* u. a. zuneigen, nahmen hier von Anfang an eine vermittelnde Stellung im Sinne einer höheren Synthese der Gegensätze ein, weshalb wir auch diese unsere Studie ganz in ihrem Geist unternommen und durchgeführt haben! Damit suchten also auch wir selber der Forderung *Schillers*, stets den «Mittelweg der Wahrheit» einzuhalten, Genüge zu leisten.

Literatur

Becker: Das Experiment in der Neuropathologie, ein kulturhistorischer Überblick; Wien Zschr. f. Nervenheilkd., Bd. VI, H. 2, 151. 1953.

Berger: Schiller. Beck, München 1905.

Berghoff: Entwicklungsgeschichte des Krankheitsbegriffs. Maudrich, Wien 1947.

Bodamer: Über eine psychiatrische Beobachtung des jungen Schiller; Deutsch. Med. Wschr. 1952, 754.

de Boor: Psychiatrische Systematik. Springer, Berlin 1954.

Boss: Einführung in die psychosomatische Medizin. Huber, Bern 1954.

Boxberger: Schiller und Haller. Keyser, Erfurt 1869.

v. Brockdorff: Die deutsche Aufklärungsphilosophie. Reinhardt, München 1926.

v. Brunn: Zur Geschichte der psychosomatischen Medizin, Krankheit und Kranksein. Schünemann, Bremen 1952.

Buchwald: Schiller. Inselvg., Leipzig 1937.

Bueß: Zur Entwicklung der Irritabilitätslehre. Festschr. Brodbeck-Sandreuter. Basel 1942.

– Zur Geschichte der Atropa Belladonna als Arzneimittel. Gesnerus, 1953, H. 10, 37.

– Die Wandlungen des Psychogeniebegriffs. Basel—Hölstein 1940.

Diepgen: Geschichte der Medizin. de Gruyter, Berlin 1951.

Ebstein: Schiller als Arzt; Zschr. für med. Chemie. Dömitz, 1927, 15.

– Schillers Krankheiten; Jahrbuch der Kippenbergsammlung, Bd. 6, 1926.

Fischer H.: Goethe und die wissenschaftliche Medizin seiner Zeit. Gesnerus 1949, 158.

Fischer K.: Schiller als Philosoph. Winter, Leipzig 1891.

Goedeke: Schillers sämtliche Werke; histor.-krit. Ausg., Cotta, 1869.

Grünthal und Strauß: Über Goethes Krankheiten und die Periodizität seines Schaffens; Mon.schrift für Psychiatrie und Neurol. 1953, 431.

– Abhandlungen zu Goethes Naturwissenschaft; Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, H. 10. Haupt, Bern 1949.

v. Haller: Grundriß der Physiologie; herausgegeben von H. M. v. Leveling. Erlangen 1795.

Hintzsche: Anatomia animata; Ciba-Zeitschrift, Heft 110. Basel 1948.

– Über medizinischen Unterricht im alten Bern. Haupt, Bern 1951.

v. Humboldt: Schillers Geistesentwicklung. Cotta, Stuttgart und Tübingen 1830.

Karcher: Einiges über S. T. Soemmerring und seine Zeitgenossen. Gesnerus, 1953, H. 1/2, 26.

Klaesi: Der unheilbare Kranke und seine Behandlung. Haupt, Bern 1950.

Lange-Eichbaum: Genie, Irrsinn und Ruhm. Reinhardt, München 1942.

Leibbrand: Romantische Medizin. Goverts, Hamburg 1942.

– Heilkunde, eine Problemgeschichte der Medizin; Orbis II/4, Albert, Freiburg-München 1953.

Müller E.: Der junge Schiller. Wunderlich, Tübingen und Stuttgart 1947.

Müller O.: Schiller als Arzt. Petersburger Ärztekolleg, 1859.
Neuburger: Die Lehre von der Heilkraft der Natur im Wandel der Zeiten. Enke, Stuttgart 1926.
– Schillers Beziehungen zur Medizin; Wien, klin. Wschr. 1905, H. 19.
Nowikoff: Grundzüge der Geschichte der biologischen Theorien. Hanser, München 1949.
Pfeifer: Die Geschichte der Hirnforschung und der Behandlung von Hirnerkrankungen. Hirzel, Leipzig 1953.
Reclam: Schiller als Arzt; Gedenkbuch. Thomas, Leipzig 1855, 158.
Rotschuh: Geschichte der Physiologie. Springer, Berlin 1951.
Schlevogt: Heilkunde im Wandel der Zeiten. Schwab, Stuttgart 1950.
v. Stein: Goethe und Schiller. Hofmann, Zürich 1944.
Stoll: Aphorismi de cognoscendis et curandis febribus, Vindobona, Kurzbek, 1787.
Sutermeister: Zur Geschichte des Krankheitsbegriffs. Psychische Hyg. H. 4, 417, Orell-Füßli, Zürich 1947.
– Zur Geschichte des Psychogeniebegriffs. Psychische Hyg. H. 3, 377, Orell-Füßli, Zürich 1945.
– Schiller als Arzt, sein Beitrag zur psychosomatischen Medizin; Praxis 1953, 33, 685.
– Der heutige Stand der psychosomatischen Medizin; Praxis 1952, 38, 777.
– Zum heutigen Stand der psychosomatischen Forschung; Ars. Med. 1952, 2 u. 3., 107.
– Über die Fortschritte der psychosomatischen Forschung; Praxis 1954, 13, 269.
– Zum heutigen Stand der «psychosomatischen Medizin»; Ars. Med. 1954, 6, 391.
Tomaschek: Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft. Gerold, Wien 1862.
Vaihinger und Bauch: Schiller als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant; Kantstudien, Bd. 10, 1905.
Valabrega: Les théories psychosomatiques. Presse Univ. de Paris, Ed. Privat, 1954.
Veil: Schillers Krankheit, Studie über das Krankheitsgeschehen in Schillers Leben. Barth, Naumburg 1945 (1936).
Viehoff: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke. Conradi, Stuttgart 1874.
Virchow: Goethe als Naturforscher. Hirschwald, Berlin 1861.
Wagner: Geschichte der hohen Carlsschule. Etlinger, Würzburg 1856.
Weigelin: Schiller als Arzt; Württembg. Corresp.blatt, Stuttgart 1905, 70.
Winternitz: Schiller als Arzt; Festgabe des Dokt.collegiums Wien 1859, H. 45.
Zilboorg: A History of medical psychology. Norton, New York 1941.
Zimmermann: Von der Erfahrung in der Arzneikunst. 2. Aufl. Orell, Zürich 1787.

(Die Originale der 3 Dissertationen und der Krankenrapporte Schillers befinden sich im Schiller-Nationalmuseum Marbach.)